

Der BÄCKER

GRABUNGEN ZWISCHEN
ERNST UND SATIRIE

LIES MICH!

geh heim!

LEITTHEMA

Gleich eine Warnung im Voraus: Dieser Bagger ist voll von Geheimnissen, aufgedeckten Vertuschungen, Zensur, Unbekanntem und Enthülltem. Und manches, was da auf den folgenden Seiten zwischen den Zeilen steht, bleibt besser auch **GEHEIM**. Deshalb, sollten Sie sich gerade in der Öffentlichkeit befinden – mit all ihren heimlichen Beobachterinnen und unbemerkten Überwachungskameras, schlagen Sie dieses verräterische Heft gleich wieder zu, lassen Sie es in Ihrer Tasche verschwinden. Öffnen Sie es erst im heimeligen Winkel wieder, geschützt vor neugierigen Blicken, um sich dann über die Geheimnisse der Welt aufklären zu lassen. Wir wünschen viele erhellende Momente !

Verheimlicht

Haben Sie den Rat des ersten Absatzes befolgt? Sind die Jalousien herunter, die Vorhänge zugezogen, die Räumlichkeiten auf Wanzenfreiheit untersucht? Dann kann's losgehen. Zunächst wollen wir einmal **VOM VERTUSCHEN**, dem Grundübel der Welt, sprechen. Erst auf dieser Basis können wir zu **SUB-VERSIVEREM, CLANDESTINEREM** – in diesem Falle aus Argentinien – übergehen. Bevor wir im Anschluss tiefer in die Materie eindringen können, sollten Sie sich nun aber dringend einem **KRYPTOGRAMMTTEST** unterziehen. Damit Sie (und wir!) wissen, wo Sie stehen ...

Unbekannt

Schon erschöpft? Dann machen Sie doch einen kurzen Erholung-Ausflug zu einem Heurigen im **21. Bezirk**, dort gut versteckt in einer lauschigen Laube, können Sie dann die düsteren Seiten dieses Heftes verschlingen. Sie werden von **UNSICHTBAREN REGIERUNGEN** und vom gesamtgesellschaftlichen **EGOTRIP IN DIE KÄUFlichkeit** lesen, über die **MAGIE DES GELDES** aufgeklärt und ins **BANKGEHEIMNIS AUS ALPINISTISCHER SICHT** eingeweiht werden.

Enthüllt!

So, das Aufwühlendste haben Sie hinter sich. Nun können wir wieder **HEIMELIGE SPRECHWEGE** beschreiten oder entspannt dem 23. Mitschnitt unserer **lauschen**. Worum's geht, wissen wir selbst nicht, **denn: NICHTS IST SO, WIE ES IST**. Deshalb ist es auch ganz egal, ob wir im **HIER & JETZT** leben oder nicht. **PUNCTUM**. Da werden uns jetzt auch **NIETZSCHE, DIE ANTIKEN PHILOSOPHEN UND DIE THERAPEUTEN** nicht helfen können und auch nicht der **LIEBE JOHANNES PAUL I.** Sehen Sie irgendwelche **PARALLELEN**? Wir auch nicht. Nicht verzweifeln, wenn jetzt alles zu kryptisch wird. Und falls Ihnen nun nicht einmal mehr **VOM BÜSZEN UND BEICHTEN** wieder ein wenig Lebensfreude entstehen will – keine Sorge, **SO GEHT'S** uns allen!

Und nicht vergessen: Die Schlüssel zu den Geheimnissen sind zwischen den Zeilen versteckt!

Verschwörerische Grüße sendet
die Bagger-Redaktion



zynisch naive denkenstöße für naive und zynische menschen

DIE BAGGERDELLE

Anonymous!

Heut früh, wie ich mir zum Frühstück die Krone ausm Postkastl holn wollt, war sie nicht da. Sicher sind die jetzt auch irgendwie von den Anonymous- gehackt worden! Die gehn mir jetzt schon ein bissi auf die Nerven, diese Erst hacken sie die FPÖ-Homepage, dann fladern sie mir meine GIS-Daten und jetzt auch noch das. Lauter Kriminelle! Das mit der GIS is ja überhaupt die Höhe! Ich hoff nur, dass mir nicht irgendwann der ORF abgedreht wird, wenn da meine Daten jetzt geraubt worden sind ... Ich mein, denken die überhaupt nach?? Diese Kinder? Denen muss doch jemand ins Hirn haben. Nur weil ihnen fad is, spielens da im Internet rum und so mündige Bürger wie ich ham dann den Scherbn auf! Naja, die wirds schon noch alle erwischen. Ich würd ja ich mein, wenn man die nicht gscheit zur Ordnung ruft, dann versinkt ja noch unser ganzes Land im Chaos. Is eh schon schlimm genug mit der ganzen Wirtschaftskrise und so.

So, jetzt trink ich einmal mein Kaffee und beruhig mich ein bissel und dann schreib ich dem Dichand, dass ich das auch net in Ordnung find von den Anonymous

va

SEITE 03

SEITE 04

SEITE 08

SEITE 13

SEITE 02

SEITE 05

SEITE 06

SEITE 07

SEITE 09

SEITE 10

ZEUGENSCHUTZ

SEITE 11

SEITE 12

SEITE 14

SEITE 15

SEITE 16

SEITE 17



hallo!

SEITE 01

VOM VERTUSCHEN

Über das wahre Grundübel der Welt und wie man es ein für alle Mal aus der Welt schaffen könnte – eine Hetzschrift.

Vielleicht wäre es besser für Sie, wenn Sie diese Zeitschrift nicht lesen würden. Ihnen fehlt es ja im Leben an nichts (sonst hätten Sie wohl kaum zwei Euro für den Bagger ausgegeben), und warum sollten Sie sich dann durch aufgebauschte Storys über irgendwelche krummen Machenschaften der Mächtigen aus der Ruhe bringen lassen? Na eben. Mein Vorschlag wäre, Sie schlagen den Bagger unverzüglich wieder zu und werfen ihn ungespitzt in den Mülleimer. Schmeißen Sie überhaupt gleich alle Zeitungen im Haus weg (Erotikmagazine ausgenommen) und verweigern Sie den Konsum von nervenaufreibendem Nachrichtenfernsehen zugunsten von Musikantenstadl und Rosamunde Pilcher (etwas tiefer gehende Erotik ist natürlich auch in Ordnung). Na, worauf warten Sie? Im Annehmen von Ratschlägen scheinen Sie ja nicht unbedingt WeltmeisterIn zu sein. Seien Sie jedenfalls gewarnt – Weiterlesen könnte unangenehm werden ...

Die Wahrheit tut weh

Seit sich unsere demokratische Gesellschaft mit der Errungenschaft namens Pressefreiheit schmückt, darf sich bekanntlich jedermann und jedefrau ungestraft der Lebensaufgabe verschreiben, dem Bösen in der Welt auf die Schliche zu kommen, um die Allgemeinheit davon in Kenntnis zu setzen. Wir wissen dadurch alles darüber, wer aller am Vortag von (mit Sicherheit illegalen) Zuwanderern brutal überfallen wurde, was am sonntäglichen Schweinebraten alles unge-

sund und unmoralisch ist, und in welchen störanfälligen Kernkraftwerken unlängst wieder ein paar Glühbirnen kaputt geworden sind. Dabei mögen Medien zwar einen Zapfhahn für den menschlichen Wissensdurst darstellen, sie bringen uns aber auch allerehand Nachteile. Zum einen schafft mediale Berichterstattung oftmals eine Atmosphäre der Angst: Menschen, denen noch nie irgendwas geklaut wurde, kaufen sich sündteure Alarmanlagen; Berichte über EHEC, Schweinegrippe und Co führen dazu, dass nicht die Pharmaindustrie auf ihren Medikamenten, sondern die Agrarindustrie auf ihren Gurken sitzen bleibt; und die Panikmache während diverser Umweltkatastrophen hat zur Folge, dass die Welt manchen bis dato völlig sicheren Technologien den Laufpass geben möchte. Andererseits macht uns Aufklärung über moralisches Fehlverhalten auch wütend: Entweder sind wir erbost darüber, was andere so anstellen, oder (noch schlimmer!) ärgern uns, weil wir selbst zu Bösewichten ernannt werden (Sie wissen schon: Klimawandel, dritte Welt und so). Finden Sie es etwa nicht unangenehm, wenn Sie indirekt dafür gerügt werden, dass Sie gerne Fleisch essen, billig einkaufen oder keine Lust dazu haben, Müll zu trennen und die hundert Meter zum Beisl zu Fuß zurückzulegen? Die eifrige Arbeit von JournalistInnen hat also durchaus unangenehme Folgen, weil sie in der Gesellschaft Angst verbreitet und Menschen dazu zwingt, sich für den gewohnten Tagesablauf plötzlich rechtfertigen zu müssen. Weshalb auch immer ein mediales

Tamtam gemacht wird: Man muss es ja nicht gleich übertreiben! Und machen denn diese selbsternannten Moralapostel, die ohnehin mehr zwecks Eigendarstellung denn zum Wohle der Gemeinschaft agieren, alles richtig?

Vorbeugemaßnahmen

Sensationsgeilheit und Schaulust dürften als Triebquellen ähnliche Konsequenzen wie konventionelle Suchtmittel hervorrufen: Zunächst werden sie durch den medialen Super-GAU schlag(zeilen)artig befriedigt, um anschließend einen gehörigen Kater nach sich zu ziehen (dank Fukushima wissen wir nun wieder besser über die Entfernung zu Temelin Bescheid). Tja, wenn die Versuchung bloß nicht so groß wäre! Aber da wären auch noch andere Möglichkeiten: Wem die Wirkung von Alkohol ein böhmisches Dorf ist, wird nicht gleich nach Schnaps fragen – und wer von einem gut versteckten Schnapslager nichts weiß, schon gar nicht. So kehrte man etwa geistesgegenwärtig kirchliche Missbrauchsfälle sorgsam unter den Teppich und gönnte beispielsweise auch den BewohnerInnen von Prypjat nach der Tschernobyl-Katastrophe noch einige Tage lang ein sorgenfreies Leben. Davon kann man allerdings in „freien“ Gesellschaften, wo sich der gnadenlose Enthüllungsjournalismus keinen Deut um die Volksgesundheit schert, nur träumen. Wer denkt etwa bei

Affären rund um BAWAG und BUWOG an unseren Blutdruck? Und Herrgott noch mal, muss man das mit dem Doping gleich an die große Glocke hängen, wenn mal einer den sportlich leidgeprüften Nationalstolz hochleben lässt wie ein Bernhard Kohl?

Erst die Diagnose macht den Schmerz

Wer sich des Öfteren das Mundwerk kontrollieren lässt, weiß: Man geht nicht selten ohne Schmerzen hin, kehrt aber entweder durchbohrt und/oder mit einem Ziehltermin wieder zurück. Dabei stellt sich die Frage, ob die Probleme nicht überhaupt erst dadurch zustande kommen, indem man die empfohlenen Kontrolltermine wahrnimmt. Apropos: In einer ähnlich radikalen Weise formulierte der Philosoph George Berkeley eine umstrittene Theorie der Erkenntnis. Ob er gesunde Beißerchen hatte, ist so weit zwar nicht bekannt, wohl aber, dass für ihn die Existenz eines Dinges gleichbedeutend damit war, dass es von jemandem *wahrgenommen* wird („*esse est percipi*“) – oder einfacher gesagt, es gibt nur diejenigen Dinge, von denen man etwas mitbekommt. Etwas „Objektives“, also von der Wahrnehmung Unabhängiges (das „Ding an sich“, wie es Immanuel Kant später nannte), lehnt Berkeley ab. Was man nicht wahrnimmt, soll es also demnach gar nicht geben. Sie meinen, das wäre Schwachsinn? Na dann beweisen Sie doch mal das Gegenteil! Aber beißen Sie sich dabei nicht (wie Kant) die Zähne aus ... Womit wir wieder beim Thema wären, dass Probleme erst dadurch zustande kommen, dass uns jemand auf sie aufmerksam macht. Das wahre Böse auf der Welt ist also keineswegs in Politik oder Wirtschaft zu finden, sondern im „investigativen Journalismus“, der Missstände nicht aufdeckt, sondern erst *in die Welt bringt* – und obendrein noch Angst und Ärger damit verbreitet! Der Journalismus birgt also eine Kraft, die stets das Gute will, und stets das Böse schafft!



Alternative Heilmethoden

Es stellt sich schließlich die Frage, wie schön denn die Welt nicht wäre, wenn die Medien sie nicht zur Hölle machen würden. Das Beruhigende daran ist, dass es einfache Lösungen für das Problem gibt. Entweder zieht man dieselbe Konsequenz wie George W. Bush, der keine Zeitungen las, um sich nicht vom „klaren Blick auf die Dinge“ abbringen zu lassen. Das erfordert zwar wenig Engagement, wäre dadurch aber nicht ausreichend. Wenn man nur daran denkt, was alles bislang nach fehlgeschlagenen Vertuschungsversu-

chen zutage kam – nicht auszudenken, welcher Schaden dann erst durch erfolgreiche Vertuschung *abgewendet* wurde! Beispiele dafür gibt es genug: die Invasion Außerirdischer, die Kontrolle der Weltpolitik durch Geheimgesellschaften und nicht zuletzt Massenvernichtungswaffen im Irak! Helfen Sie also am besten aktiv mit und setzen Sie sich tatkräftig dafür ein, dass vertuscht und zensiert wird, bis sich die Balken biegen. Schmieden Sie Komplote und legen Sie sich einen Schmutzkübel für unermüdliche AufdeckerInnen zu. Eine schöne heile Welt sollte es Ihnen auf jeden Fall wert sein!

Wenn Sie sich nun tatsächlich mit Inbrunst der organisatorischen Vertuschung hingeben möchten, dann gehören Sie ab sofort – no na – zum Kreis der wahren Mächtigen der Welt. Damit geben Sie aber Ihr altes naives Leben auf und sollten in ein großes Geheimnis eingeweiht werden. Es ist nämlich so, dass

Text: pro
Illustration: ammm
George Berkeley: *Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis* (beängstigend)
Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft* (desillusionierend)
Jegliche erbärmliche Lektüre von „AufdeckerInnen“ wie Gerhard Wisniewski (siehe Präzension auf Seite 10)

.....die kochecke BAGGERS BANKETT

Verschwörer-Komplott „Surprise“

Ingredienzien:
1/2 kg Verschwörer, gut abgehangen
1 EL Ränke, gerebelt
500 g Blutwurst
1 Krautkopf
1 ausgekochter Drahtzieher, gut durchtrieben
1/2 l stilles Wasser
1/8 l Tränegas
jeweils 1 Messerspitze Niedertracht, Skrupellosigkeit sowie Arg- oder wahlweise Hinterlist
Salz, Pfeffer
1 Prise Arsen
Schnaps
1 Brieföffner / Dolch / Spielzeugschwert o.Ä.

Die Verschwörer gut weichklopfen, Knochensplitter entfernen und in kleine Teile zerstückeln. Mit der Blutwurst scharf anbraten und beiseite stellen. Den Krautkopf mit allen Wassern waschen, kleinhacken und derweil aus 1/2 l stillem Wasser, mit reichlich Hinterlist versetzt, ein Süppchen kochen. Ränke hinzufügen und mit Niedertracht und Skrupellosigkeit abschmecken. Kraut kräftig niederknüppeln und hinzufügen, das Ganze gehörig zum Brodeln bringen, bis der Topf fast überläuft und anschließend auf kleiner Flamme köcheln. Zu einer zähen Masse eindicken lassen. Das Blutwurst-Verschwörergröstl gut aufrühren, ordentlich pfeffern. Den ausgekochten Drahtzieher hinzufügen, großzügig mit Schnaps übergießen, Prise Arsen hinzufügen und flambieren. Mit einem Schuss Tränegas ablöschen. Zusammen mit der Krautmasse auf einem Teller anrichten, mit den Knochensplittern garnieren. Servieren, solange alles noch am Dampfen ist, und die Mahlzeit eröffnen, zum Essen kann reiner Wein eingeschenkt werden. Unter einem Vorwand aufstehen und scheinbar in die Küche gehen, heimlich an den Gast heranschleichen. Mit dem Brieföffner den Speisenden von hinten erdolchen. Für Kinder oder Gäste mit empfindlichem Magen empfiehlt sich eine „Virgin“-Version mit Spielzeugdolch.

chr

SUBVERSIVO CLANDESTINO

Die geheimen Zentren der argentinischen Militärdiktatur (1976–1983)



Fakten ... Fakten sind wie der seidene Faden, an dem man Halt sucht, wenn sonst nichts mehr bleibt als Dunkelheit, Verwirrung, Chaos. Was sind die Fakten? Fakt ist, dass X und Y am soundsovielten des Monats von einem Ort (ein Wohnhaus, eine Kreuzung, ein öffentliches Verkehrsmittel) vor den Augen von Z (Umstehende, Angehörige) verhaftet und weggebracht wurden. Man hat sie nie wieder gesehen. Vielleicht markiert eine kleine Metalltafel heute den Ort ihres Verschwindens. Fakten sind ein kühler seidener Faden: Zahlen und Daten suggerieren Nüchternheit, fast sind sie wie ein Vorhang, hinter dem sich der Schwindel erregende Sog einer Geschichte verbirgt. Sie erzählt von den Menschen, deren Spuren zu Fakten geworden sind: Menschen mit Familie, mit Vorlieben und Nachteilen, mit Interessen, Zielen, Gefühlen, Menschen, die aus gewissen – oder auch ohne jegliches Aufscheinen von – Gründen aus dem Verlauf der Geschichte getilgt werden sollten.

Fakten

Als die argentinische Militärjunta um Ge-

neral Jorge Videla, Admiral Emilio Massera und Brigadier Orlando Agosti im März 1976 einschreitet, um die Präsidentin Isabela Perón ihres Amtes zu entheben und die Verfassung außer Kraft zu setzen, haben sie bereits einen Plan. Und ein Plan – so sind sich sowohl die internationale Gemeinschaft als auch ein Großteil der argentinischen Öffentlichkeit einig – wird in dem Land, das sich bereits eine Dekade in einer Art Ausnahmezustand befindet, dringend benötigt. Nach 1966 ist die politische Situation mehr und mehr eskaliert. Das Militär stürzt die Demokratie, weil sie zu liberal ist, nach ein paar Jahren gibt es wieder Wahlen. Der neue Präsident (Héctor Campora) ermöglicht dem alten (Juan Perón) die Rückkehr, einige Monate später ist er zu alt, stirbt, seine dritte Frau und Vizepräsidentin erbt das Amt und tut, was ihr von den Hintermännern empfohlen wird. Dazu gehört, den Militärs beim Kampf gegen die extreme Linke (von der guevaristischen Volksarmee FAR und der maoistischen ERP bis zu den linksperonistischen Montoneros) immer mehr Macht einzuräumen. José López Rega, Sozialminister und späterer Generalkommissar der Polizei, gründet die paramilitärische, ultrarechte Gruppierung Triple A (Antikommunistische Allianz Argentinien), die bereits ab 1974 für die Dezimierung der Kräfte des links orientierten politischen Revolutionismus Sorge trägt. In dieser von Wirren geprägten Ausgangssituation kommt die Junta mit ihrem Plan zur Einleitung des „Prozesses der Nationalen Reorganisation“ (so ihre Selbstbezeichnung) genau richtig. Und da sie die „Werte des christlichen Abendlandes“ bedroht sehen, erklären sie den „Schmutzigen Krieg“ gegen jegliche Form von politischem Aktivismus. In der Welt, die sie sehen, hat subversives Gedankengut keinen Platz, deshalb muss für das neue, gesittete Argentinien das Bewusstsein der Menschen gereinigt werden. In ihren Reden sprechen sie von einem Kampf – nicht

gegen Menschen, sondern gegen „Dämonen“. Die Junta präsentiert sich als Opfer der heimtückisch aus dem Hinterhalt agierenden Guerilla, in einem Akt von „Notwehr“ sieht sie sich gezwungen, zum Gegenschlag auszuholen. Ab dem Zeitpunkt ihrer Machtübernahme berichten die Zeitungen täglich von Schusswechseln zwischen den sogenannten Subversiven und den Militärs, bei denen Erstere erfolgreich zu Fall gebracht werden. In Wirklichkeit handelt es sich dabei um Verhaftungen großteils unbewaffneter Menschen, die überfallsartig von in Zivil gekleideten Soldaten verschleppt werden. Allein innerhalb der ersten sechs Monate passieren im Durchschnitt 30 solcher Entführungen pro Tag. Gemessen daran, dass selbst als der Linksaktivismus zu seiner Hochblütezeit um die Mitte des Jahrzehnts aus 2000 in verschiedenen Gruppen organisierten Personen bestanden hat, von denen rund 400 bewaffnet waren, macht einen diese Zahl schauern. Doch selbst als 1983 das Ende der zu diesem Zeitpunkt schon massiv von der internationalen Gemeinschaft gemahnten Militärdiktatur bereits besiegelt ist, legt die zuständige Junta (unter General Reynaldo

Bignone) einen Abschlussreport vor, der den Prozess der Nationalen Reorganisation als Erfolg und den Sieg über 25.000 Subversive, davon 15.000 bewaffnet, deklariert. Die Nationalkommission über das Verschwindenlassen von Personen (CONADEP), die als eine der ersten Amtshandlungen des neuen Präsidenten Raúl Alfonsín einberufen wird, kann innerhalb von neun Monaten 8960 Fälle dokumentieren. Heute sprechen Menschenrechtsorganisationen von bis zu 30.000 sogenannten Verschwundenen (Desaparecidos), 80% davon unter 30 Jahre alt.

Verschleierungen

Der Akt des Verschwindenlassens folgte einer gewissen Dramaturgie: Die „subversiven Elemente“ wurden ausgeforscht, lokalisiert, überfallen und mit verbundenen Augen in ein Vehikel verfrachtet und damit in eine nächst gelegene, geheime Haftanstalt transportiert. Dort erwartete sie physische und psychische Folter und in nächster Konsequenz der Tod. Nur wenige haben – vor allem in den ersten zwei Jahren bis 1978 – überlebt und nur Einzelne bekamen eine gerichtliche, legale Haftstrafe und die Überstellung in ein reguläres Gefängnis. Das öffentliche Leben schien geteilt in ein Davor und ein Dahinter: Die Entführungen geschahen oft am helllichten Tag, auf belebten Plätzen, auf geschäftigen Straßen, und doch wussten die Umstehenden von nichts. Die Angst vor dem Mitwissen war zu groß, ganz zu schweigen davon, den Mund aufzumachen und das eigene Leben und das der Familie zu gefährden. Auch hierin liegt eine Ausformung des Staatsterrors: in der Erschaffung einer perfekt idyllischen Kulisse, vor der jede Handlung einem dritten, wachsamem Auge offenbart wird. Während eine marktführende New Yorker PR-Agentur im Auftrag der Junta daran arbeitet, dieses makellose Image auch im Rest der Welt zu propagieren, um Argentinien nach der

langen Zeit der Instabilität als Wirtschaftsstandort zu rehabilitieren, führen hinter der fadenscheinigen Bühne öffentlichen Lebens die Militärs ihre „Befragungen“ mithilfe eines Handbuchs der School of the Americas durch. Dieses US-amerikanische Trainingszentrum für lateinamerikanische Soldaten war 1946 im Zuge des Panama-Konflikts gegründet worden und diente später als Brutstätte für die anti-kommunistischen Militärdiktaturen nicht nur in Argentinien, sondern auch in Chile, Bolivien, El Salvador, Guatemala und weiteren. Nur die qualifiziertesten Offiziere (meist spätere Generäle) wurden dorthin entsandt, um nach ihrer Rückkehr andere in den erlernten Praktiken zu unterweisen („Intelligence Training“). Kombiniert mit der nationalsozialistischen Nacht-und-Nebel-Ideologie, von einigen hochrangigen, deutschstämmigen Beratern der Junta beige-steuert, ergab dies die komplexe Grundlage für den Verlauf einer beschämenden Geschichte, deren grausamer Sog so viele in den Tod geführt und im kollektiven Bewusstsein eine offene Wunde hinterlassen hat.

Verstecke

Die Galerías Pacífico stehen im Herzen von Buenos Aires, ihre Architektur ist dem Stil der Pariser Passagen nachempfunden. In den 1940ern bekam man hier die neueste Mode aus Paris, Mailand und London. Zur Zeit der Militärdiktatur sind sie bereits einige Jahre geschlossen. Die geheimen Folterkammern im Keller des Gebäudes jedoch wurden erst 1987 zufällig bei einem Filmdreh entdeckt. Mit den 15 Zellen war das Pacífico nur eines der kleineren Folterzentren, weniger berüchtigt als das Olimpo oder das Vesubio und in seinen Kapazitäten nur ein Bruchteil der ESMA (Escuela de Mecánica de la Armada). In dieser Schule der Armada konnten bis zu 400 Menschen gleichzeitig festgehalten werden. Insgesamt haben in den sieben Jahren der Diktatur nur 150 Insassen die ESMA überlebt. Hier war auch die Wirkstätte des Folterknechtes Alfredo Astiz, der unter dem Namen „blonder Engel“ oder „Engel des Todes“ zu trauriger Berühmtheit kam: Er schlich sich unter Vorgabe, vermisste Angehörige zu haben, in die Organisation der Madres (de Plaza de Mayo) ein, die sich seit April 1977 zu wöchentlichen Demonstrationen trafen, um ihre Kinder zurückzufordern. Demnach war Astiz in erster Instanz verantwortlich für das Verschwinden von Azucena Villaflor, der Gründerin der Organisation, sowie zwei weiteren Müttern und zwei französischen Nonnen, die später am Gelände der ESMA vor Flaggen der Montoneros fotografiert wurden, um falsche Führten zu legen, die Presse zu füttern und Anlass zu neuen Entführungen zu haben. Weitere Übergriffe auf die Madres konnte sich das Regime jedoch nicht leisten – sie demonstrieren bis zum heutigen Tag jeden Donnerstag vor der Casa Rosita. Doch vor anderen Müttern machte das Regime nicht halt: Bei ihrer Verhaftung schwangere Frauen wurden wie die anderen mit Elektroschocks gefoltert und bald nach der Geburt der Kinder getötet.

Die Neugeborenen kamen zu Familien von Militärs oder deren Freunden, wo sie durch eine „ordentliche“ Erziehung von ihrer genetischen Anlage zur Subversivität befreit werden sollten. Andere Berichte von Müttern, die gemeinsam mit ihren Kleinkindern entführt wurden, sprechen von Folterungen des Kindes vor den Augen der Mutter. In diesen klandestinen Zentren hatte das Grauen keine Grenzen mehr, alle Ebenen des Lebens wurden systematisch entgrenzt. Die Folter war die Vorbereitung für die Annihilation durch die Praktik des buchstäblichen Verschwindenlassens auch der sterblichen Überreste. Wo keine Leiche, da kein Beweis. Als „Fischfutter“ bezeichneten die Militärs jene, die betäubt über dem Rio de la Plata oder dem Atlantik abgeworfen wurden. Die Todesflüge etablierten sich, als die Erschießungskommandos mit anschließender Verbrennung der Leichen den steigenden Zahlen an inhaftierten Personen nicht mehr beikommen konnten.

Nachbeben

Doch auch mit der Beseitigung jeglicher Evi-

denz, angefangen bei der Bemächtigung des materiellen Besitzes über die Schleifung des individuellen Bewusstseins durch psychische und physische Folter bis hin zur buchstäblichen Ausradierung des Körpers, setzt sich der grausame Wille der Extinktion nicht durch, weil am Ende „das Vergessen der Vernichtung Teil der Vernichtung selbst ist“. All diese Verschwundenen haben eine Lücke hinterlassen, doch die Zeugnisse der Überlebenden und die Erinnerungen der Hinterbliebenen definieren diese Lücke, umranden sie, grenzen sie ein, sodass aus dem Rahmen, den die vielstimmige Geschichte formt, der blinde Fleck ersichtlich wird. Es ist eine Geschichte des Schmerzes. Und sie wird nicht vergessen.

Text und Foto: sto

LITERATUR:

Marguerite Feitlowitz: *A Lexicon of Terror. Argentina and the Legacies of Torture*. Oxford University Press, New York 1998.

IN SACHEN JUNTA

Nicht nur werden die Geschehnisse der argentinischen Militärdiktatur ausführlich in Form von Zeugnissen und Berichten dokumentiert, auch filmisch setzen sich einige Werke mit dem kollektiven Trauma auseinander.

In *Garage Olimpo* (od. *Junta*, 1999) hat sich Regisseur Marco Becchis seine eigenen Erfahrungen als Gefangener abgefilmt. Er erzählt eine fiktive Geschichte um eine junge Inhaftierte und die Beziehung, die sich zwischen ihr und ihrem Folterer entwickelt. Gerne würde man sich sagen, es sei „nur“ eine Fiktion.

Auf einer wahren Begebenheit jedoch beruht der Film *Crónica de una fuga* (*Buenos Aires 1977*) von Adrián Caetano, der die erfolgreiche Flucht von vier Inhaftierten nacherzählt. Neben diesen beiden Filmen, die explizit die Vorgänge in den geheimen Lagern visualisieren, gibt es einige, die sich mit den Thematiken der Geschichte in anderer Form auseinandersetzen, wie die Spielfilme *La historia oficial* (1984) und *Kamchatka* (2002) sowie der bemerkenswerte Essayfilm *Los rubios* (2003) und die aufschlussreiche Dokumentation *Botín de guerra* (2000). Sie alle handeln auf die eine oder andere Weise von Kindern von Verschwundenen.

sto

..... befragen sie die sterne mit madame crystal HOROSKOP

Hintermann

Nur weil Sie immer so geheimnisvoll tun, sind Sie noch lange nicht interessant. In Wirklichkeit kümmert sich nämlich niemand um solche Feinheiten. Wenn Sie nicht ständig die Klappe aufreißen und auf Youtube oder Wordpress posten, sind Sie für andere Leute uninteressanter als das iPhone-App von vorgestern. Das Praktische daran: Das lauthals Geäußerte muss nur scheinbar geistreich sein. Es ist völlig egal, zu welchem Thema Sie sich mit welcher Kompetenz äußern – solange Sie es einfach nur tun! Also los, die Sterne stehen günstig: Machen Sie Ihren Geheimniskrämerladen dicht, hören Sie auf, das stille Wasser zu spielen, und tun Sie den ersten Schritt: Eröffnen Sie, völlig un-anonym, ein Konto auf Facebook; hier trifft man auf so genannte Freunde, die sich gegenseitig mit lauwarmen Neuigkeiten zumüllen und sich ihren Weltschmerz von der Seele posten. Mit „Lieblingszitaten“, rasch aus Wiki-Quotes herausgesucht, kann man so tun, als ob man klug und belesen wäre. Je unbekannter das Zitat und bekannter der Autor, desto unzweifelhafter die Coolness. Wenn Sie das gemeistert haben, dann gleich weiter zu Twitter, wo Sie buchstäblich jeden Scheiß reinschreiben können! Jetzt können Sie sich noch auf Google+ austoben – bevor das Social Web dann endlich wieder total out ist.



Waschfrau

Sie sind ein großartiger Zuhörer. Allerdings sind Sie auch eine unfassbare Klatschbase. Gratulation, Sie sind fit für die Wirtschaft! Diese unbezahlbaren Soft Skills werden Sie noch weit bringen, Sie müssen sie nur richtig einsetzen. Das Zauberwort lautet hier Diskretion, diese müssen Sie lernen, so paradox es klingt. Dann können Sie nämlich Ihre Kollegen aushorchen und die Neuigkeiten brühwarm an die Chefität weitergeben. Sie dürfen nur nicht zu sensationsgeil wirken, besser ist es, sich verschwiegen zu geben. Dann wird der Vorgesetzte Ihnen, wenn er dumm genug ist, auch einiges erzählen, was Sie wiederum wohl dosiert und hübsch aufbereitet den Kameraden zutragen können. So können Sie sich gleichzeitig bei Chef und Belegschaft einschleimen und haben dabei alle Informationen in der Hand. Die ideale Ausgangsposition, um Leute gegeneinander auszuspielen. Gestalten Sie die Kolportage diskret und behalten Sie dabei Ihr Gegenüber im Auge! Anhand der Reaktionen und Äußerungen können Sie leicht dessen Gesinnung herausfinden; anschließend reagieren Sie verständnisvoll, halten sich aber mit Ihrer eigenen Meinung zurück. Bei Zeitgenossen, die nichts preisgeben wollen, sollten Sie aber vorsichtig sein – könnte sein, dass man Sie durchschaut hat und Sie demnächst selbst bei der Obrigkeit anschwärzt!

damit sie über sich bescheid wissen.....

KRYPTISCHER KRYPTOGRAMMTTEST

– Nur für Eingeweihte

Man kann es ruhig laut sagen: Geheimlehren sind in aller Munde. In jeder Bahnhofsbuchhandlung kriegen Sie Hunderte Bücher, die Ihnen erklären, worum es bei Geheimlehren geht. Wenn Sie nicht aufpassen, sind Sie bald der einzige, der nicht alles über jede einzelne Geheimlehre weiß. Und was nutzt schließlich ein Geheimnis, wenn man es nicht kennt? Oder brauchen Sie die Bücher gar nicht – knacken Sie auch so jede Geheimbotschaft? Nicht solche, die jemand erst verschlüsselt hat – solche, die einfach da sind. Psssst. Ziehen Sie sich in eine einsame Krypta zurück, rezitieren Sie dreimal die Weltformel, ehe Sie anfangen, und verraten Sie nachher niemandem Ihr Ergebnis.

1. Für den Anfang ein paar simple Beispiele aus dem Alltag. In Wien gibt es exakt 365 kreisrunde Kanaldeckel; sie tragen Seriennummern von 001 bis 365 und auf der Unterseite einen Buchstaben. In richtiger Reihenfolge gelesen ergeben die Buchstaben einen Satz. Wovon handelt er?
a) Wenn du jetzt glaubst, ich klappere wegen deinem Test alle Kanaldeckel ab ...
b) Vom Dritten Mann. Wovon sonst?
c) Das weiß man nicht, weil – siehe nächste Frage.

2. Es gibt noch einen 366. Deckel, dessen Position geheim ist. Er lässt sich durch einen Zeitschaltmechanismus nur am 29. Februar öffnen und trägt die Nummer 333a. Sein Buchstabe entscheidet über den Sinn des ganzen Satzes, denn ohne ihn weiß man nicht: steht da nun
a) „urig“ oder „Urin“?
b) „Limo“ oder „Lime“?
c) „Satin“ oder „Satan“?

3. Im Konzertsaal. Es erklingt die Tonfolge B-A-C-H-E.
a) Sorry, ich habe kein musikalisches Gehör.
b) Die Komposition stammt von Bach – das E ist Zufall.
c) Die Zukunft gehört den Wildsäuen.

4. Betrachten Sie die Rückseite eines 100€-Scheins. Unter dem mittleren Brückenbogen schwimmt etwas, das wie Nessie aussieht; aber es ist Island.
a) Kann nicht stimmen; Nessie wohnt doch in Schottland.
b) Island (nicht vielleicht Irland) ist grade heimlich dabei, die Brückenpfeiler der EU zu untergraben.
c) Island gibt es gar nicht; dort schwimmt ein großes Seeungeheuer, und wenn es Feuer spuckt, glauben wir, das wäre ein Vulkan.

5. Von wegen Rückseite: Rückwärtsbotschaften. Sie wissen schon, solche wie „I buried Paul“ (Beatles) und „Yvan Eht Nioj“ (Bart Simpson und die Party Posse). Von wem handelt die Schlagzeile: „Flucht aus Alcatraz – Omnibus gekapert“?
a) Al Capone.
b) David Blaine – ihm ist wieder mal ein Stunt danebengegangen.
c) Mozart – er will uns erzählen, wer ihn vergiftet hat.

6. Und wen hatte dieser Zeitgenosse am Würstelstand im Kopf? „Zu Wiener

Würstchen nehmen hier viele Kremser Senf.“
a) Den Maler Engelbert Kremser.
b) Einen Ägypter namens, äh – Fnesres?
c) Die Kanzlerin seines Heimatlandes.

7. Helmut P. Blavarnik, Spengler, bei einem Fachgespräch: „Ich schweiße sowas immer, ich niet's nie.“ Von wem spricht er?
a) Von einem Schweiß-Eso.
b) Von seiner Gattin Emmi.
c) Albert Einstein – womit endlich dessen Beziehung zu Helena P. Blavatsky ins rechte Licht gerückt wäre.

8. Taschenrechner wurden bekanntlich von den Illuminaten erfunden, um hochbrisante Schlüsselwörter hinter nichtssagenden Rechenaufgaben verbergen zu können. Tippen Sie z. B. 2451x3 ein, stellen Sie den Rechner auf den Kopf, voilà! eine milde Beleidigung. Was ergibt 71x10⁴-(10³-3²)?
a) Einen russischen Literaten.
b) Ob Sie's glauben oder nicht: 10 Sedezillarden.
c) Den Beweis: Suchmaschinen sind eine Weltverschwörung und böse.

9. Und was ist dreimal die Jahreszahl des Vertrags von Paris, davon 1 abgezogen, und das Ganze mal 11?
a) Eine Zigarettenpapiermarke.
b) Die Heimat der Sphinx.
c) Der Beweis, daß schon 1310 Napoleons Ägyptenexpedition geplant wurde.

10. Und jetzt nehmen wir eine lumpige Parteispende, ein Trinkgeld von 6 Millionen, und ziehen davon die arbiträre Schenkungssteuer in Höhe von 14417x4³ ab. Ist das die Lösung unserer Politik?
a) Ja.
b) Ja.
c) Ja – aber das ist geheim!

11. Noch eine Rückwärtsbotschaft – diesmal wieder eine Rundfunkschlagzeile. „Psychotest geht schief – nur acht überleben.“
a) Reklame für einen Hitchcock-Film?
b) Verkappter Wetterbericht – es kommt Nebel?
c) Die Signatur des Testmachers?

Ihren Einweihungsgrad erfahren Sie auf Seite 13.

reise zum mittelpunkt von wien in 23 bezirken

HIN&WEG: 21.

Floridsdorf bist du großer Töchter söhne

Am 21. April diesen Jahres erschien in der österreichischen Tageszeitung Die Presse ein Artikel über Floridsdorf. Damit ist eigentlich auch schon alles gesagt. Das will nun keineswegs heißen, dass an dieser Stelle dasselbe Verdikt über die Zeitung verhängt werden soll, wie dies einst der gute Karl Kraus getan hat; würde dieser heute noch Kritik üben, hätte er wohl auch andere – besorgniserregendere – Pappenheimer. Gesagt ist vielmehr alles über Floridsdorf. Ein zweiter Artikel scheint in diesem Fall gleich einer Zweitbesteigung des Großglockners oder den minderen Ehren des zweiten Hundes im All. Die Zweiten sind die ersten Verlierer und somit kann auch dieser Bericht seinen Hundertstelrückstand nicht mehr wettmachen. Aber nicht nur der Sportgeist zwingt zum klein beigeben, sondern auch die Tatsachenslage. Selbst den Bewohner_innen von „Flodo“ scheint außer dieser womöglich schmeichelhaften Bezeichnung für ihren Bezirk nicht viel zu selbigem einzufallen. Und selbst das ist noch beschönigt. Den ansonsten noch zum problembehaftetsten Winkel Wiens von der Bevölkerung aufgebauten notwehrartigen Lokalpatriotismus sucht man im Falle des 21. Bezirks vergeblich.

Floridsdorf, Hort der Floridsdorfer_innen

Der Status als Niemandsland ist ein historisch begründeter. Gefundene Steinbeile und Topfreste lassen auf eine jungsteinzeitliche

Verwendung als Mülldeponie schließen, später diente der zweite transdanubische Bezirk (schon wieder knapp am Sieg vorbei) als Pufferzone zwischen Germanen und Römern. Ende des 19. Jahrhunderts war der Gipfel der Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit (je nach Blickwinkel) erreicht und Floridsdorf als Hauptstadt Niederösterreichs im Gespräch, was St. Pölten im Nachhinein in einem völlig neuen, sprich aufregenden, Licht erscheinen lässt. Floridsdorf ließ sich übrigens 1904 durch ein wenig Finanzhilfe überreden, sich doch noch für die Zugehörigkeit zu Wien zu entscheiden. Geld, das in Floridsdorf immer schon in Form von Schrebergärten, Gemeindebauten und zur Steigerung der Geburtenrate von lokalen Berühmtheiten investiert wurde.

So besteht Wiens einziges Dorf heute auch hauptsächlich aus Schrebergärten, Gemeindebauten und berühmten Namen im Taufregister. Leider war bei den Bezirksfestspielen in der Disziplin „sozialer Wohnbau“ wieder nur Silber zu holen (wer als einziger Bezirk mehr Boden durch Gemeindebauten versiegelt hat, wird in elf Ausgaben verraten), dafür besitzt diese nach dem Probst Floridus Leeb benannte klassische Vorstadt immerhin die höchste Katholendichte Wiens. Wird auch für was gut sein. Vielleicht lags an der kirchenchoralen Beschallung, dass dort so viele musikkaffine Menschen gezeugt wurden, oder es könnte der Klang der Fremde gewesen sein, der ob der Donau besonders eindringlich das Gehör schärft und die Sehnsucht prägt. Allen voran natürlich der oberste Musikbauer und Kulturpfleger der Nation, Andy Borg, den man in Flodo noch als Adolf Andreas Meyer kennt. Auch Willi Resetarits traute sich lange nicht unter seinem eigenen Namen auftreten und Louie Austen verschleierte seine wahre Floridsdorfer Identität bis heute. Hommagen an die Heimat hat man sich in Floridsdorf anders vorgestellt und benannte strafenderweise die U6-Donaubücke nach einem gebürtigen Meidlinger und berühmten Autostopper in Georg-Danzer-Steg. An Jahrestagen kann man auf der Brücke noch manchmal „jöö, schau“-rufende Flitzer beobachten.

Ein kleines Brechmittel am Rande

In den futuropositivistischen 60er Jahren beschwor man noch das „Dorf von einst“ als „Gartenstadt der Zukunft“, heute senkt man nur mehr den Blick und erinnert sich an die Zeit, als man Statist_in im Film „Nordrand“ der Floridsdorferin Barbara Albert war und sich eine berufliche Zukunft als Darsteller_in in sozialdepressiven Genrefilmen und Milieustudien erträumte. Aber nicht nur zahllose Träume, auch zwei U-Bahn-Linien enden im Bezirk. Und könnte man auch noch lange in städtebaulicher Melancholie schwelgen, vom „1. Wiener Fischereimuseum“ oder dem „Museum für Beschirung und Besattelung, Hufbeschlag und Veterinärorthopädie“ erzählen; zumindest einen gibt es, der uneingeschränkt stolz auf seine Herkunft ist, wenn er auch nicht annähernd das Taktgefühl in

die Wiege gelegt bekommen hat, wie manche seiner namhaften Kolleg_innen. Die Rede ist vom Ruhm- und Bodendichter der Nation, dem reimenden Windhund von einem Wolf, Herrn Martin. Dieser ergötzt sich ungemein daran, sich in eine Bezirksbrüderschaft einzureihen, die wienweit ihresgleichen sucht. Allen voran der in seiner Maturazeitung als Gerasdorfer Geck bezeichnete Hannes Androsch, den Martin (weil sich auf „ziemlich“ nichts anderes reimt) hochberühmt nennt. Auch der in der K**** oft minder bekritikter Hermann Nitsch ist – ob seiner Herkunft – rehabilitiert und als „Meister mit dem Farbenkübel“ „nicht übel“. Hauptsächlich als an sich selbst konzipierte Ode dürfte das „Gedicht“ aus professioneller Sicht zu deuten sein. Aber lassen wir ihm seine Freude und die Backen glühen, wenn der „Dichter“ sich abends selbst rezitierend in den Schlaf wiegt: „Brutstätte zahlloser Genies / ist Floridsdorf, das Paradies.“

GEHEIME ORTE IN WIEN

Wo man in Wien noch versteckte Orte und Kuriositäten antreffen kann, um sich vor der Welt zu verbergen.

Wien im Sommer und alles voller Touristen. Diese lassen sich praktisch überall antreffen, wo's schön ist, oder historisch, oder beides. Dennoch gibt es einige Plätzchen in Wien, die man vereinsamt antreffen kann und die sich selbst vor gebürtigen Wienern leicht verstecken lassen. Hier meine vier Lieblingsorte, um die Ruhe zu genießen, zu staunen und sich verzaubern zu lassen ...

Zeinhofergasse, „Die schönste Wohnstraße Wiens“

Mit diesem Werbespruch übertreiben die Maklerplakate wohl kaum: Hier fühlt sich Wien an wie Greenwich Village, mit seinen Vorgärten und kunstvoll verzierten Balkons gehört die Zeinhofergasse im 5. Wiener Gemeindebezirk sicherlich zu den schönsten Fleckchen, die Wien zu bieten hat, auch wenn die Gasse im Moment leider mit Gerüsten und (zugegeben schmeichlerischen) Plakaten einer Immobilienagentur verschandelt wird. Der Bagger empfiehlt: einmal im Monat so tun, als ob man dort wohnen würde: mit dem Fahrrad durch die Gasse fahren, Leute grüßen und erschöpft mit seinen Einkäufen (die ausgezeichnete Patisserie „Fruth“ ist gleich um die Ecke!) auf der Bank im kleinen, verschnörkelten Vorgarten sitzen und der oben abgebildeten Statue selig zulächeln.

Jüdischer Friedhof in der Seegasse, 1090

Nur für Eingeweihte! Den auf das 14. Jahrhundert zurückgehenden jüdischen Friedhof erreicht man nur auf eine etwas makaber anmutende Weise: Durch ein Altersheim gelangt man zu dem schönen, aber schon ziemlich verfallenen Friedhof mit seinen mysteriösen Grabsteinen, auf

die man von der Terrasse des Altersheim-Restaurants eine herrliche Aussicht hat. Trotz des zynischen Ambientes ein verzauberter Ort.

Der Bagger empfiehlt: sich nicht von den neugierig aus den Fenstern starrenden BewohnerInnen irritieren lassen.

Kuriositätenkabinett „Mikes Werkstatt“ in der Rasumofskygasse, 1030

Mein neues Lieblingsgeschäft! Obwohl das Erwerben von materiellen Dingen hier nicht ganz so wichtig genommen wird, denn das Kuriositätengeschäft mit Werkstatt bietet auch Puppentheater, Lesungen, Konzerte und eine herrliche Plauderatmosphäre! Der Bagger empfiehlt: einfach mal vorbeikommen und sich – unterstützt von einem Häferl Kaffee – die Kiste mit den alten Filmprogrammen vornehmen und auf Schätze durchstöbern.

Blutgasse

Die Blutgasse im ersten Bezirk verströmt heute noch mittelalterlichen Charme: Es gibt die Legende, dass der Name von dem dort vergossenen Blut einiger Ritter, das dann die gesamte Gasse rot gefärbt haben soll, kommt. Sicherer hingegen ist, dass die Gasse früher den blumigen Namen Kothgässl trug, und wer wissen will, wie das früher so funktionierte und warum man eine Straße danach benennen kann, der befrage Google. Der Bagger empfiehlt: dies nicht zu tun und einfach unvorbelastet die Schönheit dieser historischen Gasse zu genießen.

Text & Fotos: tina

»2

»3

»1

1



2



3



Text: bri
Illustration: asb



UNSICHTBARE REGIERUNGEN

PR und Propaganda. Über Edward Bernays und die Prozesse unter dem Teppich der Demokratie

The conscious and intelligent manipulation of the organized habits and opinions of the masses is an important element in democratic society. Those who manipulate this unseen mechanism of society constitute an invisible government which is the true ruling power of our country. So beginnt Edward Bernays' Buch *Propaganda* von 1928.

Nein, wir haben es hier nicht mit einem frühen Verbreiter von zweifelhaften Verschwörungstheorien zu tun. Ganz im Gegenteil gilt Bernays als einer der Pioniere, was Public Relations (im Deutschen oft mit Öffentlichkeitsarbeit wiedergegeben) im Allgemeinen betrifft. Dem heutzutage wenig bekannten Neffen Sigmund Freuds verdankt die Werbeindustrie die Idee, das Unterbewusstsein der Kunden anzusprechen, um ihre Waren anzubringen – eine Methode, die heute so alltäglich wirkt, dass ihre frühere Nichtexistenz kaum vorstellbar scheint. Und dennoch musste sie zunächst einmal erfunden werden. Natürlich, öffentliche Meinungsbildung, Beeinflussung der Massen und Manipulation entstanden nicht erst im zwanzigsten Jahrhundert. Seit es eine Öffentlichkeit gibt – spätestens also seit den griechischen Stadtstaaten – im ersten Fall zu vornehmlich politischen Zwecken, im zweiten durchaus auch im Sinne der Eigenvermarktung.

Neu aber war nun – und das ermöglichten erst aktuelle Errungenschaften der Psychologie – das Ansprechen unterbewusster Wünsche und Sehnsüchte, oder auch Ängste.

Torches of Freedom

In den Zwanzigern arbeitete Bernays für die American Tobacco Company. Für Frauen war Rauchen in der Öffentlichkeit damals ein Tabu. Da durch diesen Umstand die Kundschaft im Großen und Ganzen auf den männlichen Teil der Gesellschaft beschränkt war und so die Hälfte des Marktes verloren ging, hatte die Tabakindustrie großes Interesse daran, diesen Umstand zu ändern. Bernays befragte daher einen Psychoanalytiker, A.A. Brill, was Zigaretten für Frauen bedeuten. Die Antwort lautete in typisch freudianischer Manier: Sie seien ein Phallussym-

bol. Wenn mau Frauen überzeugen könnte, dass Rauchen ihnen die Möglichkeit gäbe, Männer herauszufordern, könnte auch das Tabu gebrochen werden – die Zigarette als Penisersatz.

Bernays beauftragte daraufhin eine Gruppe von Models, sich als Suffragetten – Frauenrechtlerinnen, die sich vor allem für das Frauenwahlrecht einsetzten – zu verkleiden und bei einem Osteraufmarsch in New York, zu dem traditionell tausende kamen, auf sein Zeichen hin Zigaretten anzuzünden. Nebenbei informierte er die Presse, dass eine Gruppe von Demonstrantinnen mit „Fackeln der Freiheit“ für ihre Rechte demonstrieren würden. Die Zigarette als Fackel, die (als) Frauenrechtlerin (Verkleidete) als Symbol für die Freiheitsstatue. Der Erfolg war durchschlagend. Sogar über die Grenzen der USA hinaus berichteten Zeitschriften über das Ereignis und der weibliche Markt für Zigaretten begann sich zu öffnen.

Bei genauerer Betrachtung hatte die Aktion zwei revolutionäre Momente: Erstens führte sie die Psychoanalyse in die Werbeindustrie ein. Zweitens bewarb sie erstmals ein Produkt, indem es dieses – auf vollkommen irrationale Weise – mit inneren Sehnsüchten verknüpfte: die Schaffung der Illusion, dass die Zigarette zu mehr Unabhängigkeit und

Freiheit verhelfe. Erstmals war gezielt eine irrationale emotionelle Bindung zwischen Kundschaft und Produkt hergestellt worden. Eine weitere Neuigkeit, die jedoch nicht Bernays, sondern die Zeit mit sich brachte, war die Geschwindigkeit der Verbreitung der Botschaft. Auch früher gab es wie erwähnt Einflussnahme und Manipulation, aber erst durch gewisse Errungenschaften wie ein dichtes Eisenbahnnetz, ein schnelles Postsystem, eine ausdifferenzierte Zeitungslandschaft war es möglich, Informationen schnell, weitläufig und eindringlich zu verbreiten. Und mit dieser Ausbreitung und Verdichtung der Öffentlichkeit ging naturgemäß eine Multiplikation der Manipulationsmöglichkeiten einher.

Weitere Methoden, die durch Edward Bernays Verbreitung fanden, waren *Product Placement* (er ließ erstmals Filmstars mit Produkten posieren), die Etablierung des Autos als Zeichen männlicher Sexualität, Expertenstudien (bezahlte Experten empfehlen in scheinbar wissenschaftlichen Studien Produkte) und die Idee, man könne sich durch Mode selbst präsentieren.

PR für die Bananenrepublik

Wie für seinen Onkel Sigmund Freud waren auch für Bernays die inneren Wünsche und Ängste der Menschen etwas, das es zu kontrollieren galt. Allerdings erkannte er die Chance, diese unterbewussten Reaktionen für seine Klienten zu instrumentalisieren. Er hielt Propaganda und Öffentlichkeitsarbeit für ein der Demokratie immanentes Mittel, notwendig, um die Massen zu führen und die Ordnung aufrechtzuerhalten. Nicht die gewählten Regierungen, sondern unsichtbare Regierungen (wie im Eingangszitat erwähnt) steuern die Staaten.

Noch 1932 war Präsident Franklin D. Roosevelt in seiner Inaugurationsrede der herrschenden Weltwirtschaftskrise mit dem Satz: „The only thing we have to fear is fear itself.“ begegnet. Nun, gut 20 Jahre später, im Kalten Krieg angekommen, erkannte Bernays die Angst als ein Mittel zur Politik.

In den 50ern wurde er von dem multinationalen Konzern United Fruit Company, der große Bananenplantagen in Mittelamerika betrieb, zu Hilfe gerufen. Der Einfluss des Konzerns in einigen dieser Länder war so groß, dass an diesem Modell der Begriff Bananenrepublik geprägt wurde. Als 1951 in Guatemala Jacobo Árbenz Guzmán, ein Sozialdemokrat, zum Präsidenten gewählt wurde und Landreformen anstrebte, die vorsahen, unbewirtschaftetes Land gegen eine Entschädigung zu enteignen, sah sich United Fruits in seiner Machtposition massiv gefährdet. Mit beeindruckendem Verständnis für die Situation adaptierte Bernays die Angst vor dem Kommunismus als effektives Mittel zur Öffentlichkeitsarbeit: Er organisierte für renommierte US-amerikanische Journalisten eine Reise nach Guatemala, bei der ihnen Árbenz von lokalen Politikern als ein von Moskau gesteuerter Kommunist dargestellt wurde. Zusätzlich begegneten sie bei ihrem Besuch rein zufällig einer gewaltsamen an-

tiamerikanischen Demonstration. Weiters fingierte er in den USA eine „unabhängige“ Nachrichtenagentur, welche die Zeitungslandschaft mit Pressemeldungen bombardierte, welche prophezeiten, Moskau beabsichtige, Guatemala als Landepunkt für eine US-Invasion zu nützen. Inzwischen war auch der CIA aktiv geworden und bereitete einen Umsturz vor. Während der Geheimdienst Bombenangriffe auf Guatemalas Hauptstadt flog, veröffentlichte Bernays Presseberichte, die diese Vorgänge als die Handlungen von Freiheitskämpfern darstellten, welche Demokratie und Freiheit nach Guatemala zurückbringen würden. Die Kampagne war ein voller Erfolg: 1954 floh Árbenz nach Mexiko, der CIA setzte einen neuen Machthaber ein, die us-amerikanische Öffentlichkeit bejubelte die erstmalige Befreiung eines kommunistischen Landes und United Fruits konnte seine Ländereien und seinen Einfluss behalten.

Engineering of Consent

Umstürze hatte der CIA schon vorher durchgeführt, gerade im Jahr davor war im Iran Premierminister Moassadegh, der gewagt hatte, seine Politik gegen die internationalen Öl-Konsortien zu richten, entthront worden. Eine Neuheit war aber, dass diesmal, ausgehend von der Wirtschaft über Manipulation der öffentlichen Meinung, durch die Instrumente von Public Relations, große Politik gemacht worden war. Bernays nannte diese Meinungsmache *Engineering of Consent*. Er hielt den Menschen für ein grundsätzlich irrationales Wesen, dem man nicht trauen könnte, das Führung bräuchte. Engineering of Consent oder die Herstellung des Konsens bezeichnete (höchst euphemistisch) die zum friedlichen Zusammenleben in der Demokratie notwendige Manipulation der Massen im Sinne der beabsichtigten Politik. Wenn es auch scheinheilig ist, nun die Frage zu stellen, ob diese Methode denn nicht

auch missbraucht werden könne – da der Beleg so treffend ist, wollen wir ihn dennoch zum Abschluss kurz erwähnen: Bernays' erstes Buch *Crystallizing Public Opinion* diente auch Reichspropagandaminister Joseph Goebbels als Leitfaden – zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung bei seiner antijüdischen Kampagne. Bernays' lakonische Reaktion darauf: Offensichtlich sei die Attacke auf die Juden Deutschlands kein emotionaler Ausbruch, sondern eine durchdachte, geplante Kampagne gewesen. Er habe immer gewusst, dass jede menschliche Aktivität für soziale und antisoziale Zwecke ge- oder missbraucht werden könne.

Text: va

Illustration: mai

ZUR VERTIEFUNG:

The Century of the Self (BBC-Dokumentation, Adam Curtis) – www.bbc.co.uk/bbcfour/documentaries/features/century_of_the_self.shtml; Videos anderswo im Netz verfügbar.

Edward Bernays: *Crystallizing Public Opinion*, 1923.

Edward Bernays: *Propaganda*, 1928.

Edward Bernays: *The Engineering of Consent*, 1947.

ZUR ERWEITERUNG DES KONTEXTS:

Artikel *Egotrip in die Käuflichkeit* auf der Folgeseite.



EGOTRIP IN DIE KÄUFLICHKEIT

Individualismus und seine Verführbarkeit. Über den unbemerkten Wandel der Demokratie und wie aus BürgerInnen KundInnen wurden.

(Als Grundlage zu diesem Text empfiehlt sich die vorhergehende Lektüre des Artikels auf Seite 6)

Some socialists seem to believe that people should be numbers in a state computer. We believe, that they should be individuals. We are all unequal, no one, thank heavens, is quite like anyone else [...]. And we believe everyone has the right to be unequal. But to us every human being is equally important. A mans right to work as he will, to spend what he earns, to own property, to have the state as servant and not as master. They are the essence of a free economy. And on that freedom all our other freedoms depend. (Margaret Thatcher, Conservative Party Conference 1975)

Eine ganz normale Wahlkampfrede? Was heutzutage wie eine relativ harmlose, liberale Erklärung anmutet, war in den Siebzigern des letzten Jahrhunderts tatsächlich ein neuer Wind. Plötzlich war vom Individuum die Rede, von persönlicher Selbstverwirklichung, von persönlicher Freiheit und dem Staat als Diener. Politik sollte nicht mehr auf Parteiprogrammen, Ideologien und Vorstellungen der führenden Klasse basieren, sondern auf den Bedürfnissen der BürgerInnen. Und ausgerechnet die Konservativen brachten diesen Wandel. Nicht nur in England, auch in den USA war mit Reagan ein Repu-

blikaner angelobt worden – mit dem Wahlspruch: *Let the people rule!* Was war die Basis für dieses neue Demokratieverständnis, für diese neue Großzügigkeit? Hatte mau auf wundersame Weise neues Vertrauen in die UntertanInnen gefasst?

Geisteskrankes Amerika

Ein kurzer Blick zurück erhellt die Umstände: Infolge des Zweiten Weltkriegs waren die USA mit der Aufarbeitung der psychischen Probleme rückkehrender Soldaten konfrontiert. Um dieses Problem zu bewältigen, nahm die Militärführung Zuflucht zur Psychoanalyse, die in der Folge nicht die Schrecken des Kriegs selbst als Grundübel sah, sondern nur als deren Auslöser. Die Ursachen, so die Ergebnisse, lägen tiefer, im Inneren der Patienten begraben und seien schon in ihrer Kindheit geprägt worden. Somit war die Problematik von einer rein militärischen zu einer gesellschaftlichen geworden: Die irrationale Neigung zu Gewalt und Destruktivität, die bei den analysierten Soldaten entdeckt wor-

den war, wurde in allen BürgerInnen vermutet und als Gefahr für Demokratie und staatliche Ordnung gesehen. Die soeben besiegten Kriegsgegner erschienen wie perfekte Belege für das gefürchtete Bedrohungsszenario. Um dieser Gefahr zu begegnen, erließ Präsident Truman 1946 den *National Mental Health Act*. Dieses Gesetz basierte direkt auf den Ergebnissen der Soldaten-Analysen und proklamierte erstmals Geisteskrankheit als ein nationales Problem. Auf seiner Basis wurden im ganzen Land *Psychological Guidance Centers* eingerichtet, die mithilfe von Psychoanalyse für mentale Volksgesundheit sorgen und den Menschen die Fähigkeit geben sollten, ihre irrationalen Ängste und Wünsche zu kontrollieren.

Glück durch Konsum

Diese neue flächendeckende Verbreitung und Popularität der Psychoanalyse brachte es mit sich, dass ihre Ideen in andere Lebensbereiche übernommen wurden. Marketing-Beratungsagenturen entdeckten das Potential von Gruppentherapie-Sessions, durch Befragung über geheime Wünsche bessere Werbestrategien für ihre Klienten zu entwickeln. Das war die Geburtsstunde der *Focus Group*: Eine einfache, moderierte Gruppendiskussion von potentiellen KundInnen gibt Aufschluss über Vermarktungsmöglichkeiten.

Ihr Begründer war Ernest Dichter, ein 1938 in die USA emigrierter Wiener Kollege Sigmund Freuds. In seiner neuen Heimat arbeitete er als Marktforscher, gründete das Institute for Motivational Research, beriet Konzerne und Politiker und hielt Vorträge an Universitäten. Seine Überzeugung war, dass die Psychoanalyse nicht nur dafür sorgte, dass Unternehmen ihre Produkte besser verkaufen könnten, sondern dass der Erwerb der Konsumgüter, die versprochen, Sehnsüchte zu erfüllen, das Selbstwertgefühl der KundInnen steigere und aus ihnen somit zufriedener, glücklichere – kurz gesagt bessere BürgerInnen mache.

Personality for everyone!

Fast jede Bewegung provoziert aber auch ihre Gegenbewegung. Und so dauerte es nicht lange, bis Kritik an der Verwandlung von BürgerInnen in KonsumentInnen laut wurde. Die Vermarktung mittels psychologischer Tricks, die Ruhigstellung der Gesellschaft durch Konsumgüterschwemme rief Kritiker wie Herbert Marcuse hervor, die der wirtschaftlichen und politischen Elite vorhielten, die Bevölkerung zu unterdrücken, durch Erziehung zum Massenkonsum zu betäuben und ihr wahre Freiheit vorzuenthalten. Der intellektuellen Kritik folgten Unzufriedene, und so kam es in den sechziger Jahren zu StudentInnen-Unruhen und Anschlägen, die sich nicht nur gegen Politik und Vietnamkrieg, sondern eben auch gegen das Amerika der Konzerne richtete. Die Proteste wurden gewaltsam niedergeschlagen und die politi-

sche Protestbewegung zersplitterte; was aber blieb, war ein neu erwachtes Bedürfnis nach persönlicher Freiheit und ein zuvor nicht dagewesenes Bewusstsein des eigenen Individuums. Es war wichtig geworden, sich von der Gesellschaft abzuheben, sein Anderssein darzustellen. Persönlichkeit war nicht mehr der Elite vorbehalten. Dieser Wandel, der sich schleichend in der Gesellschaft ausbreitete, stellte die Wirtschaft vor ein Problem. Wie konnte mau KonsumentInnen, die das herkömmliche Angebot von Grund auf ablehnten, zum Kauf bewegen? Und wieder kam ihr, wenn auch auf Umwegen, die Psychologie zu Hilfe. Mit der Besinnung auf das Individuum ging nämlich auch der Drang einher, seine inneren Impulse – Wünsche wie Ängste – nicht mehr zu kontrollieren, wie es die freudianische Schule gelehrt hatte, sondern zu ihnen zu stehen, sie auszuleben und so zu seinem wahren Selbst zu gelangen. Es dauerte nicht lange und der Markt hatte erkannt, dass er diese Sehnsüchte füttern konnte. Neue Umfragen wurden entwickelt, die halfen, die KundInnen in neu kreierte Lifestyle-Gruppen einzuteilen, denen individuell angepasste Produkte angeboten werden konnten. Mau lernte, den KonsumentInnen ihre ersehnte Individualität zu verkaufen.

Verführung der Selbstgeleiteten

Auf diesem Substrat nun also, waren die konservativen Parteien mit ihren Ikonen Reagan und Thatcher die ersten, die erkannten, dass sie mit einem Individualismus-Wahlkampf die Mehrheit auf ihre Seite ziehen konnten. Wie genau sollte das funktionieren? Als mau, um die Werbezielgruppen besser sichtbar zu machen, die BürgerInnen nach Lifestyles kategorisierte, fiel eine Gruppe besonders ins Auge. Es gab in allen Gesellschaftsschichten Menschen, die sich weder an Traditionen noch Vorbilder hielten, sondern ihre eigenen Werte hatten, denen sie folgten: sogenannte *inner-directed* oder Selbstgeleitete. Der nicht ganz neue Begriff stammte aus einer einflussreichen soziologischen Analyse von 1950 namens *The Lonely Crowd*. Ihre Autoren gliederten die Gesellschaft in drei Kategorien: traditionsgeleitet, selbstgeleitet und fremdgeleitet. Ihrer These zufolge dominierte in allen frühen Kulturen zunächst der traditionsgeleitete Typus, bis er spätestens in neuzeitlichen Gesellschaften vom selbstgeleiteten Typus abgelöst wurde, der basierend auf Ideen der Aufklärung seinen eigenen Wertvorstellungen und Normen folgte. Mit Beginn der industriellen Revolution soll sich, unter dem Einfluss von Kapitalismus, Massenproduktion und Konsumismus der dritte Typus – der fremdgeleitete – entwickelt haben, der in den USA ab den Vierzigern des zwanzigsten Jahrhunderts zu dominieren begann. Dem schwindenden selbstgeleiteten Typus blieb dennoch die Rolle des Innovators und Trendsetters.

Diese unhomogene Gruppe wählte tendenziell nicht konservativ, war aber mit Versprechungen, die an ihren Individualismus appellierten, zu umgarnen. Und klammheimlich war ihr Ideal auch zur Leitkultur geworden, welche auch den fremdgeleiteten Typus

ansprach. So konnten Reagan und Thatcher ihre geschickt lancierten Wahlkämpfe gewinnen. Dass sie dafür die bisherige Taktik ihrer Parteien verraten mussten, störte nicht so sehr, da sich ihre neuen Wege nicht gravierend mit den alten Ideologien sperrten. Ganz anders verhielt sich dies jedoch für die demokratischen bzw. linken Parteien.

Kapitulation des Idealismus

Gegen Ende der Periode Thatcher waren sich die Größen der Labour Partei ihres Sieges sicher und führten einen Wahlkampf, der gemäß ihrer Überzeugung als Hauptthema Steuererhöhungen propagierte – und scheiterten schmerzhaft an dem unscheinbaren John Major. Erst unter Tony Blair verstand die Labour Partei, wie der Hase lief. Etwas erfolgreicher war Bill Clinton: Er hatte die Situation über Fokusgruppen-Analysen untersuchen lassen, nahm in seinem Wahlkampf für 1992 gezieht die WechselwählerInnen der Mittelklasse ins Visier und versprach ihnen Steuerkürzungen. Nach seinem Wahlsieg entschied er sich jedoch – gezwungen durch das hohe Haushaltsdefizit –, traditionell demokratische Politik zu machen, und verzichtete darauf, die Steuern zu kürzen. 1994 bekam er die Rechnung in Form einer katastrophalen Midterm Election-Niederlage präsentiert. (Mau darf sich an Präsident

Obamas Legislaturperiode erinnern fühlen.) Es blieb nichts anderes übrig, als gewisse Ideale und Projekte wie die Gesundheitsreform aufzugeben. Um die Wiederwahl zu schaffen, musste er die Bedürfnisse der potentiellen WählerInnen befriedigen, Politik nach Umfrageergebnissen richten, Zugeständnisse für Stimmen verkaufen. Politik war Business geworden. Die Bedürfnisse des Wahlvolks waren aber nicht nur individueller, sondern auch egoistischer geworden. Für Gesundheitsreform, Erleichterungen für die unteren Schichten und Rücksicht auf Randgruppen war die Luft dünn geworden. Das Budgetdefizit steigt nicht mehr zugunsten eines gesellschaftlichen Ausgleichs, sondern um Zielgruppen- und Klientelpolitik zu betreiben – der Preis für die Wiederwahl. Das Ideal der harmonischen, solidarischen Gesellschaft war eingetauscht worden gegen das der individuellen Selbstverwirklichung – ermöglicht durch einen alle (?) Bedürfnisse befriedigenden, zielgruppengerechten Markt, der für zufriedene KonsumentInnen und kontrollierbare BürgerInnen sorgt.

Text: va

Illustration: mai

ZUR VERTIEFUNG:

The Century of the Self (BBC-Dokumentation, Adam Curtis) – www.bbc.co.uk/bbcfour/documentaries/features/century_of_the_self.shtml; Videos anderswo im Netz verfügbar.

Herbert Marcuse: *One-Dimensional Man*, 1964 (verfügbar auf www.marcuse.org/herbert).

David Riesman, Nathan Glazer, Reuel Denney: *The Lonely Crowd*, 1950.

MONEY MAGIC

Okkulte Ökonomien in Zeiten eines millenialen Kapitalismus

Schon vor der Jahrtausendwende machten die beiden Anthropolog_innen Jean und John Comaroff in ihrer Heimat Südafrika eine Entdeckung. In der Presse überschlugen sich zu dieser Zeit die Berichterstattungen von Zombies, die plündernd durch das Land zogen. Es hieß, die Untoten wurden durch die Kraft der Hexerei ins Leben zurückgeholt, um nun sklavische Dienste für ihre Meister zu verrichten und ihnen übermäßigen Reichtum zu bescheren. Den geschulten Augen der Comaroffs entging nicht, dass die Zombies in einem Land, in dem Totenkulte dem kulturellen Gedächtnis angehören, als Indikatoren für ein völlig anderes, viel weitreichenderes Phänomen dienten. Als Projektion weltlicher Sorgen finden sich die Gegenstücke zu Heerscharen Untoter in jenen Arbeitsverhältnissen, in denen Menschen zur reinen Arbeitskraft degradiert werden: wehr- und willenlose Instrumente der Produktion, die nach getaner Arbeit in ihren Hütten verschwinden, um dort kurz zur Ruhe zu kommen, während eine Handvoll Wissender ihr Vermögen auf scheinbar magische Art und Weise vervielfachen kann.

Ein Messias, der Dividenden zahlt

Die auffällige Häufung scheinbar übernatürlicher Phänomene lässt sich auch in anderen Sphären okkultur Ökonomien beobachten. Da wären Tarotkartenleger, die immer häufiger mit Fragen nach Spielglück und Investiti-

onen betraut werden, oder die brasilianische Befreiungskirche Igreja Universal do Reino do Deus, welche protestantische Ethik mit Firmenausrichtung und Urbanität verbindet. Über Massenmedien wird den Investoren vermittelt, dass sich bei Eintreffen des Messias mit sofortiger Wirkung der finanzielle

Wohlstand einstellt. Auch in der sibirischen City of Sun tauschen die Anhänger ihr gesamtes Eigentum gegen die Möglichkeit ein, bei den Vorbereitungen für die Rückkehr des Erlösers mitzuarbeiten, und in manchen afrikanischen Dorfkirchen ähnelt die kirchliche Praxis jener neoliberaler Firmen. Auch dort wird der Gläubige zum Konsumenten und kann Kuren gegen Armut und Medizinen gegen Arbeitslosigkeit erwerben. In profaneren Bereichen des Lebens dominiert ebenfalls der Glaube an die Heilsversprechungen des Neoliberalismus, der allen Wohlstand sichern soll. Nicht von ungefähr erlangen Pyramidensysteme und Aktienspekulationen traurige Popularität. Die Gläubigen warten nicht auf einen Messias, der Frieden bringt, sondern auf einen, der Dividenden zahlt.

Die Hoffnung auf messianische Erlösung durch die Kraft des Neoliberalismus ist die Folge einer tiefen Verunsicherung. Seit Anfang des neuen Jahrtausends, als die Unterscheidung zwischen Finanzwelt und Realwirtschaft populär wurde und der Finanzsektor öffentlich als irreal, nur schwer fassbare Sphäre wahrgenommen wird, scheint es unmöglich, einer apokalyptischen Idee zu widerstehen. Auch heute, nach Bankenkrisen, Staatsbankrotten und Umschuldungen, scheint der Untergang des Systems näher denn je zuvor. Doch die Tage undurchsichtiger Finanztransaktionen als Quelle schnellen Reichtums sind wohl noch lange

nicht gezählt. Zu hartnäckig hält sich ein System, das den Wenigen großen Wohlstand garantiert.

Die Welt – ein Kasino

Die Welt sei ein globales Kasino geworden, meinte der alternde Fidel Castro einmal in

Anbetracht der Auswüchse des neoliberalen Kapitalismus. Er scheint Recht behalten zu haben. Wurde Glücksspiel bisher vor allem an liminalen Orten praktiziert und galt es bislang als unmoralisch, den Lebensunterhalt aus solchen Gewinnen zu bestreiten, hat sich diese Auffassung innerhalb einer einzigen Generation gewaltig verändert. Noch bis vor Kurzem als soziale Krankheit verworfen, ist Glücksspiel zu einer vollkommen anerkannten und gängigen Praxis geworden, um Kapital zu vermehren. Der Traum der Alchemie ist wahr geworden. Papier lässt sich scheinbar problemlos in Geld verwandeln.

Doch obwohl dieser Gedanke viele in ihren Bann zieht, scheint die Magie der Alchemie nur einer Handvoll Mächtigen bekannt zu sein, die dieses Geheimnis mit größter Vorsicht hüten. Die davon Ausgeschlossenen, nämlich all jene kasten- und mittellosen Gambler, die weder über Kapital noch über ein Netzwerk an Informanten verfügen, versuchen ihr Glück eben auf andere Weise und vertrauen haltlosen Versprechen, getätigte Investitionen in kürzester Zeit verdoppeln zu können. Niemand möchte schließlich von

den Heilsversprechungen des Neoliberalismus ausgenommen sein. Egal, ob es sich um die Ankunft eines Messias, um Pyramidensysteme oder Börsenspekulationen handelt, die Motivation geht immer von derselben Idee aus: Geld aus dem Nichts zu schöpfen. Interessant, dass gerade in einer Zeit vorherrschender Hyperrationalität ein Finanzsystem aufrechterhalten wird, welches seine Existenz dem reinen Vertrauen in die Wahrscheinlichkeit verdankt.

Die Comaroffs hatten die Bedingungen des neuen Jahrtausends schon vorab erkannt und sie wegen ihrer messianischen Züge in Form neoliberaler Wohlstands- und Heilsversprechungen „Millennial Capitalism“ getauft. Die Neoliberale Politik hatte einige Komplementaritäten aufgeworfen, die nur schwer miteinander vereint werden können. Während auf der einen Seite der Ruf nach immer rigiderer Verfolgung von Gesetzen und Pflichten laut wurde, rückt gleichzeitig die Freiheit des Einzelnen in den Mittelpunkt. Die Forderung nach einem vollständigen Liberalismus begleitet der Ruf nach staatlichem Eingreifen und rationale Selbstdarstellung tritt gepaart mit hochspekulativen Aktiengeschäften und okkulten Praktiken auf.

Sinnstiftende Existenz

Natürlich hängt die Popularität des Glücksspiels auch mit der Krise zusammen, in der sich die Arbeit befindet. Das Zusammenspiel von Produktion, Arbeit, Wertschöpfung und Identität hat sich verändert. Arbeit hat ihre Anerkennung als Ausgangspunkt eines Wertschöpfungsprozesses verloren. Der Erfolg des Kasinokapitalismus machte glaubhaft, dass der Markt gänzlich ohne menschlichen Input und völlig losgelöst vom menschlichen Tun Wert generieren kann. Die Beziehungen zwischen Produktion und Konsum sowie zwischen Arbeit und Kapital haben sich verändert. Die transnationale Elite hat vor allem Interesse an globalen Kapitalformen,



die ohne Beziehungen zu jeglichen lokalen oder staatlichen Institutionen funktionieren. Als international agierende Klasse kann sie sich den lokalen Loyalitäten und Gesetzgebungen entziehen. Es kommt zu einer Distanzierung der Arbeit von einem spezifischen Ort und damit von sozialmoralischem Druck. Arbeitskraft wird günstiger, indem sie von der direkten Konfrontation mit den zivilen Verpflichtungen losgelöst wurde. Wird sie jedoch aus ihrem menschlichen Kontext gerissen, geht ihr formatives Erlebnis, also sich selbst sowie Kultur und Gemeinschaft zu reproduzieren, verloren. Die arbeitende Bevölkerung wird zu rein organischen Körpern, die weder Geschichte noch Identität tragen, sondern allein durch ihren Konsum die Produktion steigern sollen. Menschen werden nicht mehr als

Produzenten, sondern vor allem als Konsumenten wahrgenommen. Die postmoderne Person ist aus Objekten gemacht. Die eigene Arbeit verliert ihre Bedeutung als Ort, an dem Identitäten erzeugt werden. Personen konzipieren sich radikal individuell. Gleichzeitig verliert der Nationalstaat innerhalb der wirkenden Kräfte eines globalen Marktes an Einflussnahme. Einerseits weil sich Kapital unkontrollierbar stets dorthin bewegt, wo es ein Optimum an Voraussetzungen und Vorteilen sieht, andererseits weil auch die globale Arbeitskraft immer mobiler wird und sich der Aufsicht des Nationalstaates entzieht. Das globale Kapital ist in einer Position, in welcher es Änderungen in staatlicher Politik verlangen kann. Gleichzeitig schwindet die Kapazität des Nationalstaates, den Wohlstand innerhalb seiner Grenzen zu halten. Die verzweifelte Suche nach sinnstiftender sozialer Existenz findet ihren deutlichsten Ausdruck schließlich in der Beschwörung der Zivilgesellschaft. Sie soll das Vakuum füllen, das durch das neoliberale Bestreben entstanden ist, Gesellschaft durch Markt zu ersetzen. Mehr als kleine Lücken und Risse zu kitten, darf man aber von privaten Initiativen und sozialen Bewegungen nicht verlangen. Staaten müssen sich ihrer Verantwortung gegenüber allen Teilen der Bevölkerung wieder bewusst werden. Sollte das nicht bald geschehen, droht womöglich wirklich eine Apokalypse, nämlich der Untergang des Nationalstaates.

Text: cle

Illustration: on

WEITERFÜHRENDES:

Jean Comaroff & John L. Comaroff (Eds.): *Millennial Capitalism and the Culture of Neoliberalism*, Duke University Press 2001.

SCHNECKENHAUS

von matt

SEIT LANGEM ERWARTET UND ENDLICH UMGESETZT:
DAMPFSCHNECKEN - VERBOT IN WIRTSCHÄUSERN!



LEIDGEPRÜFTE GASTWIRTE SAGEN DEN DAMPFSCHNECKEN DEN KIMPF AN!
DAMPFSCHNECKENBESITZER STEHEN VOR VERSCHLOSSENEN TÜREN.

DAS BANKGEHEIMNIS AUS ALPINISTISCHER SICHT

Was das Bankgeheimnis mit einem hinkenden Wanderer zu tun hat und warum sich eine Wanderung auf den Säntis allemal lohnt, auch wenn man diesen nicht gerade als Geheimtipp bezeichnen kann. Eine wirre und wenig ergiebige Auseinandersetzung mit dem Alpinismus im Appenzeller Land und dem damit verbundenen moralischen Dilemma, wobei nebenbei auch ein wenig Unqualifiziertes zum Bankgeheimnis geäußert wird.

Das Bankgeheimnis polarisiert. Es ist eines von vielen schönen Beispielen dafür, wie angebliche moralische Prinzipien und Grundrechte von verschiedenen Interessengemeinschaften völlig konträr ausgelegt werden. Damit ähnelt die Diskussion über das Bankgeheimnis stark der Debatte um den sogenannten Nichtraucherschutz, nur dass die Positionen nicht so klar definiert sind. Um diese Art der Diskussion mit einem etwas hinkenden Wanderervergleich zu illustrieren und somit der Auseinandersetzung mit der eher langweiligen Institution des Bankgeheimnisses den Platz im Artikel abzugraben, wollen wir uns nun zunächst mit der schönen Schweizer Bergwelt auseinandersetzen (natürlich könnte die folgende Episode auch in Österreich spielen).

Der hinkende Wanderer

Wir wollen also einen Vergleich mit einem Wanderer machen, der hinkt. Also der Wanderer. Sagen wir, der hinkende Wanderer befindet sich gerade im Anstieg zur Bergstation auf dem Gipfel des Säntis im schönen Alpstein-Gebiet. Der Wanderer in diesem Vergleich, der hinkt, muss demnach ein eher gemächliches Tempo auf seinem Weg vorlegen und hat gerade die Schlucht nach dem Berggasthof Tierwis hinter sich gelassen und befindet sich gerade auf der schmalen und etwas abschüssigen Passage knapp unter dem finalen Aufschwung, der dann direkt in den

Stollen zu den imposanten Gipfelaufbauten des Säntis leitet. Seit einer halben Minute klebt ein sportlicher Bergsteiger an seinen Fersen, der offensichtlich schneller gehen könnte und will. Aufgrund der Schmalheit des Weges und wegen des abschüssigen Geländes ist aber ein normales Überholmanöver während des Gehens nicht möglich. Unser hinkender Wanderer müsste also an einer geeigneten Stelle kurz stehenbleiben, sich dünn machen und den Sportler passieren lassen. Der Hinkende denkt: „Muss dieser offensichtlich gut trainierte Sportler mir so dicht hinten drankleben, dass ich seinen Atem im Nacken spüre und beinahe seine letzte Mahlzeit erraten kann? Das ist aufdringlich, rücksichtslos und egoistisch, noch dazu wo ich offensichtlich ja beeinträchtigt bin und es eine beachtliche Leistung darstellt, dass ich überhaupt hier heraufgehen kann. Wenn er einen Berg raufrennen will, sollte er vielleicht eher einen weniger stark frequentierten Gipfel wählen, davon gibt es ja genug, aber ich

kann nicht alle 3 Minuten stehen bleiben und jedes Mal wieder aus meinem Rhythmus kommen, um irgendeinem deplatzierten, vermeintlichen Konditionshengst hier nur ja nicht im Wege zu stehen. Außerdem ist es gerade an diesem Wegabschnitt sogar gefährlich, sich vorbeizuzwängen. Ich werde schon an einer geeigneten Stelle stehenbleiben, er bräuchte also wirklich nicht so drängeln. Wegen solcher Mitmenschen macht Wandern deutlich weniger Spaß.“ Der vermeintliche Konditionshengst hingegen denkt: „Schon wieder so ein Schleicher. Wie soll man hier in vernünftigem Tempo diesen schönen Berg besteigen, wenn einem alle paar Minuten irgendein Halbschuhtourist den Weg versperrt. Der müsste gerade einmal 3 Sekunden stehenbleiben und schon wäre ich vorbei, aber der tut so, als würde er mich gar nicht bemerken, obwohl ich ganz offensichtlich vorbei will. Was macht der überhaupt auf diesem Weg. Wenn er zum Gipfel will, kann er die Seilbahn nehmen, und wenn er wandern will, gibt es wohl geeignetere Wege für derart lädierte Zeitgenossen als diesen anspruchsvollen Weg. Solche Leute haben keine Ahnung vom Bergsteigen, aber glauben, sie können sich alles zutrauen. Das ist rücksichtslos und egoistisch. Wegen solcher Mitmenschen macht Wandern deutlich weniger Spaß.“

Geheimniskrämerei

So weit der Ausflug in die Schweizer Bergwelt. Was hat dieses Gleichnis also mit dem Bankgeheimnis zu tun, außer dass es in der Schweiz spielt? Auf den ersten Blick reichlich wenig. Zunächst gab es einmal dem Autor die Gelegenheit, eher niveaulose Witze über hinkende Vergleiche zu bringen. Auf den zweiten Blick ergibt sich ebenfalls kein thematischer Zusammenhang. Man könnte vermuten, dass es sich um eine eher platte Beschreibung eines Dilemmas handelt, wie in der Einleitung angedeutet, bei dem scheinbare moralische Prinzipien vor Eigeninteressen geschoben und rationalisiert werden. Außerdem liegt langsam der Verdacht nahe, dass der Autor möglicherweise nicht allzu viel über das Bankgeheimnis zu sagen hat und sich eventuell mehr für Alpinismus als für Bankangelegenheiten interessiert. Das Bankgeheimnis hat in Österreich Verfassungsrang. In der Schweiz ist es durch das Bankengesetz geregelt und sogar ein Offizialdelikt, d.h., dass es ohne Strafantrag von Amts wegen zu verfolgen ist. In den meisten anderen Ländern gibt es zwar auch eine Art von Bankgeheimnis, doch ist es selten klar gesetzlich geregelt. So unterscheidet sich das Bankgeheimnis in Deutschland etwa wenig von anderen Berufsgeheimnissen (Anwälte, Ärzte, Priester) und basiert demnach mehr auf Konvention bzw. den gegenseitigen Interessen und der Pflicht der Bank, die Vermögensinteressen ihrer Kunden zu schützen. In Österreich sieht die gesetzliche Regelung vor, dass die Bank zu Aussagen über das Vermögen eines Kunden nur im Rahmen eines Strafverfahrens bzw. eines Finanzstrafverfahrens verpflichtet ist. Der Verdacht auf Unregelmäßigkeiten alleine genügt nicht. Eine Kontoauskunft kann demnach nur auf Antrag eines österreichischen Gerichtes erfolgen. Das führt dazu, dass Rechtshilfeanträgen aus anderen Ländern nur dann stattgegeben wird, wenn ein Delikt vorliegt, das auch in Österreich zu einem Strafverfahren führen

würde, und das Verfahren in dem besagten Land bereits eröffnet wurde. Dies gilt auch dann, wenn in diesem Land andere Regelungen bzgl. der Auskunftspflicht von Banken gelten. Auch in der Schweiz verhält es sich ähnlich. Dort wurde außerdem noch durch die Unterscheidung zwischen Steuerhinterziehung (Verheimlichung von vorhandenen Vermögenswerten; lediglich mit Verwaltungsstrafe belegt) und Steuerbetrug (Fälschung von Unterlagen; mit Freiheitsstrafe bedroht) ein Schlupfloch geschaffen, das das exzessive Ablehnen von Rechtshilfeabkommen aus dem Ausland kinderleicht macht.

Datenschutz

Die Notwenigkeit eines gewissen Schutzes der sogenannten Privatsphäre ist in unserer Gesellschaft im Allgemeinen unumstritten. Weder wird mich ein potentieller Arbeitgeber nach meiner Krankengeschichte noch nach meinen Verkehrsvergehen oder meinem Kontostand befragen. Auch werden ihm weder mein Arzt noch mein Anwalt oder meine Bank dazu Auskunft geben. Auch dass ich beispielsweise die FPÖ wähle, muss ich unter keinen Umständen zugeben. Meine Stimme verhilft ihr dennoch regelmäßig

zu Höhenflügen. Solche Tatsachen werden allgemein von uns freiheitsliebenden und zivilisierten Vertretern eines sogenannten westlichen Demokratieverständnisses als heilige Kuh verehrt und als Grundlagen einer hochgelobten Staatsform bezeichnet, die dann ihren edlen Bürgern das Recht verleiht, empört Wasser zu predigen und sich daheim genüsslich literweise am Bordeaux zu delectieren. Die Zeiten, in denen Ikonen der Demokratie und Mitverfasser von legendären Phrasen wie „All men are created equal“, wie etwa George Washington, sich privat an die 300 Sklaven halten konnten und selbst offensichtlich nichts dabei fanden, sind natürlich vorbei, doch was die 300 Sklaven im 18. Jahrhundert an Prestige dargestellt haben mögen, ist heute vielleicht das neueste Jaguar Coupé. Die Tatsache, dass ich mich dafür auf Jahre verschuldet habe, würde meinem Vorfahren in demselben wohl einiges an Effekt nehmen und insofern bin ich schon froh, dass mein Bankbetreuer diese Tatsache auch auf Nachfrage nicht preisgeben darf.

Neid, Missgunst und Freundschaft

Je mehr jemand verdient, desto mehr Steuern muss er abliefern. An dieser einfachen Tatsache ändert auch ein sogenanntes „Flat Tax“ Steuersystem nichts. Irgendwann wird es dann verständlicherweise schmerzhaft. Das Bankgeheimnis erleichtert unbestreitbar Steuerhinterziehung wie auch Geldwäsche, so wie jede Art von Schutz der sogenannten Privatsphäre auch das Aufspüren von sogenannten Gesetzesbrechern erschwert. Wer wie sehr und von welchem Aspekt des Bankgeheimnisses profitiert und wer darunter leidet, ist natürlich nicht ganz eindeutig. Der deutsche Staat würde von einer Lockerung des österreichischen Bankgeheimnisses sicher profitieren und setzt sich folgerichtig dafür ein. Für den einzelnen Bürger gibt es sicher mehrere Gründe, dafür oder dagegen



zu sein. Jemand kann etwa selbst etwas zu verbergen haben, jemand kann sich darüber ärgern, dass er nichts zu verbergen hat (da leider kein Vermögen vorhanden ist). Jemand könnte Bankaktien besitzen, einfach neidisch und missgünstig sein, in Schulden beinahe ersticken oder in kriminelle Machenschaften verwickelt sein. Diskutieren Sie doch mit Ihren Freunden einmal über das Bankgeheimnis und stellen Sie dann geheime Vermutungen an, warum jemand so

oder so argumentiert. Bedenken Sie dabei: Allgemeine Prinzipien und moralische Ausführungen, die in diesem Zusammenhang gerne vorgebracht werden, sind meist nur Scheinargumente, um einfache egoistische Motive zu verbergen. Denken Sie etwa an den hinkenden Vergleich von weiter oben oder an die (Nicht-)Raucher-Diskussionen. So werden Sie Ihre Freunde plötzlich in ganz neuem Licht sehen. Bedenken Sie, dass oft ein noch so abstrus erscheinender Verdacht Ihren Freunden oder auch Familienmitgliedern gegenüber durchaus einen wahren Kern haben kann.

Alpstein

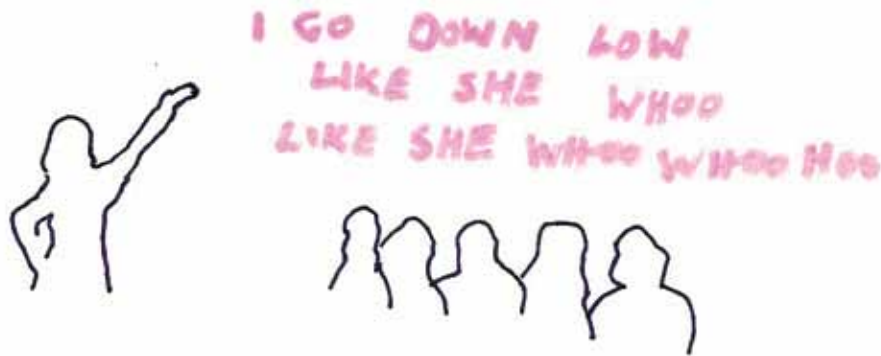
Auch wenn der Säntis im Alpstein-Gebiet an der Grenze zwischen St. Gallen und Appenzell nicht gerade als Geheimtipp gelten kann, stellt seine Besteigung durchaus einen gewissen Reiz dar. Für die Wanderung auf den Säntis empfiehlt sich Unterwasser (Wildhaus) als bester Ausgangspunkt. Die Gehzeit für die gesamte Überschreitung beträgt dann zwar gute 9 Stunden, aber im Unterschied zum Anstieg von der Schwägalp ist der Großteil der Tour weniger begangen. Außerdem kann man auf diesem Weg auch den spektakulären Liesengrat begehen. Trittsicherheit und Schwindelfreiheit sind dann jedoch Voraussetzung. Wer schnell unterwegs ist und von den Touristenhorden zwischen Tierwis und dem Gipfel nicht zu sehr aufgehalten wird, kann auch noch vom Rotsteinpass aus auf den Altmann hinaufsteigen. Auch dieser Weg ist jedoch dem geübten Wanderer vorbehalten.

Text, Fotos, Karte: clr

QUELLE:

Nähkästchen





HEIMELIGE SPRECHWEGE

Von den unterirdischen Geheimgedankengängen, im Labyrinth öffentlicher Rhetorik, im Schattenspiel des Offensichtlichen. Ein Experte packt aus.

Die Rhetorik von Berufspolitiker_innen ändert sich bekanntlich mit der Bühne, auf der sie stehen, bzw. ihrer jeweiligen Örtlichkeit. Auf Ö1 versucht selbst H.C. Strache, dem vermutlich rein mythischen Bildungsbürgertum Sachlichkeit ums Maul zu schmieren; während die ansonsten sattelfeste Finanzstadträtin Wiens, welche die Schulden ihrer Stadt verharmlosen muss, einfach nur wiederholt, was die Aufgaben ihres Amtes wären, sobald sie vom Bezirksblatt interviewt wird. In diesem Wechselspiel der Volksgefühle ist das Einzige, worauf man sich stets verlassen kann, die rhetorische Anpassungsfähigkeit und intellektuelle Justierbarkeit der politischen Künstlerszene, die in aller Klarheit etwas aussagt, indem sie verklärt, was sie zu sagen hätte, wäre es (ihr) klar.

Kleinlaut und Polis

„Protection First“ nennt Mag. Dr. Erich Kleinlaut (Name geändert) vom Consulting Institute „Polis“ (Name frei erfunden) – einem Beratungsunternehmen für Menschen

in öffentlichen Berufsfeldern, die es sich leisten können – das oberste Gebot, das er Kursteilnehmer_innen vermittelt. „*Sagen Sie nichts, was irgendwann gegen Sie verwendet werden kann*“, erläutert Dr. Kleinlaut und rät: „*Wenn Sie unsicher sind, sagen Sie gar nichts*.“ Berater_innen wie Dr. Kleinlaut helfen zahlreichen Personen der PR, jenes Sprachphänomen der direkten Indirektheit oder offensichtlichen Heimlichkeit zu entfalten. Gerade letztere „Heimlichkeit“ sei für „Polis“ ein wichtiger Begriff, vereine er doch Attribute der Ver- wie Geborgenheit. Dieses zweideutige Wesen in der Sprache versuche man seinen Kund_innen nahe zu bringen. Man verberge sein öffentliches Ich (z.B. als Politiker_in) hinter einer gut erkennbaren Sprachmaskerade, die durch ihre vertraute Präsenz hilft, den Umstand der Verborgenheit zur erträglichen Gewohnheit werden zu lassen. Natürlich lassen sich damit auch Drohungen kaschieren, ähnlich einer unübersehbaren Beule im Mantel eines Ganoven. Bezeichnet „KHG“ z.B. den „Kurier“ in seiner dortigen „nachträglichen Klarstellung“ (vom

19.7.2011) distanziert als „periodisches Druckwerk“, will er mit diesem fachausdrücklichen Umstand u.a. auf seine Leistungegend weisen: Vorsicht! Ich habe einen Juristen in der Tasche! Wie viele der Spitzenberufspolitiker_innen besuchten bereits Kurse bei „Polis“? „*Früher oder später lernt jeder – direkt oder indirekt – von Dr. Kleinlaut*“, so selbiger. Direkt und in nicht belegbaren Zahlen seien es aber ca. 95%. Gefragt nach der Erfolgsrate unter seinen Kursabsolvent_innen, was die so genannte „Selbstschutz-Rhetorik“ betrifft, fiel diese eher mäßig aus. Dies liege aber eher am ebenso mäßigen Talent der Absolvent_innen und/oder ihren verfrühten Alleingängen (siehe Laura Rudas). „*Ich selbst bin als Coach unwahrscheinlich in...kompetent, aber das von mir erfundene System ist immerhin wenigstens Leichtsinn!*“, klärt Sprachmeister Kleinlaut auf.

Heimliche Meisterschaft

Hervorragende Leistungen zeige übrigens das Gesamtwerk von M.T. Fekter, einer Mitbegründerin der „*Offensiv Tarnung*“ und ef-

tionieren. Das richtige Maß bleibe dabei überlebensnotwendig, ansonsten geht die Sache nach hinten los, wie selbst der berüchtigte LAbg. Karl Schwarz erfahren musste (siehe Youtube). Andere verstehen es – hingegen und zudem – gekonnt und schnell, zwischen Sinn und Unsinn zu wechseln, um vermeintliche Sinn-suchende in die Irre zu führen. Manchmal verirren sich bei dieser Methode allerdings auch Meister wie ÖVP-Vizekanzler-Außenminister und FPÖ-Flirtflittchen Michael Spindelegger. „*Vor einer Wahl werden Sie von mir nicht hören, wie ich nach der Wahl etwas tun möchte*“, konnte man diesen (am 25.7.11, im Ö1-„Mittagsjournal“) es verkackten hören. Etwas später im Interview wiederholte er jedoch den Versuch und ergänzte das Sprüchlein (un)sinngemäß. Schließlich ginge es um seine Partei und nicht irgendwelche Koalitionen (mit der FPÖ). Dabei geht es auch um die richtige Vertonung: Mit einer Spur von Mitleid erzeugender Beleidigkeit kann man vielleicht davon ablenken, dass es immer auch um Koalitionen geht, wenn eine Partei nicht ohne einer solchen mit der Regierung beauftragt wird.

Tu felix Austria wurstele

Besagte Regierung und ihr Parlament haben natürlich ihre eigene sprachkünstlerische Kultur. Vergleicht man sie beispielsweise mit jener Deutschlands (hoch entwickelter Subtilität) oder Großbritanniens (meisterhaftem Zynismus), gewinnt man rasch den Eindruck, dass der Begriff „Herumwursteln“ auch in der österreichischen PR sprachgebraucht wird. Eine regional geprägte Sprachheim/eliglich/keit entsteht aus dem gemeinsamen Bedürfnis, angewandte Floskeln einer allgemeinen Sinn-Akzeptanz zuzuführen. Dass dies manchmal funktioniert, zeigt sich in der traditionellen Akzeptanz des Schweigens von Staatsbediensteten zu ihrer Verantwortlichkeit und die Bürger_innen betreffenden Themen.

Einige **Österreich-Highlights**: Etwas „in aller Klarheit!“ zu sagen, bedeutet in der Regel dessen Gegenteil. „Dazu will/kann ich nichts sagen/mich nicht äußern“ heißt übersetzt, dass der/die Befragte nicht so blöd sei, sich in die Karten schauen zu lassen und/oder mit heruntergelassenen Hosen erwischt wurde. Ähnlich meint „etwas (meist mit aller Schärfe) zurückzuweisen“, dass man eine Behauptung nicht wirklich zurückweisen kann. Schönster (aus D importierter) Unsinn ist folgender Satz: „Diese/r/s Pipapo ist ohne Alternative!“ Zum Abschluss aber ein ganz anderes Beispiel: Welche heimliche Weisheit verbirgt sich im Folgenden („Der Standard“, 19.7.2011): „Der schönste Teil der Donau ist fast unbekannt“?



Diesmal: Was heuer noch alles verheimlicht werden wird

Gerhard Wisniewski hält seit einigen Jahren besonders kritische Geister darüber am Laufenden, wie wir von den Mächtigen über deren geheime Machenschaften konsequent hinweggetäuscht werden. In einer jährlichen Rückschau „Verheimlicht – vertuscht – vergessen“ deckt er gerne Widersprüchlichkeiten zu brisanten Ereignissen auf, wie z.B. den „Mythos 9/11“, die Mond-Nichtlandung oder auch den Unfalltod Jörg Haiders. Wisniewskis Theorien sollen darauf hinweisen, dass man uns Normalsterblichen nicht immer die ganze Wahrheit verraten hat. Seine Ansichten zu Themen wie Homosexualität und Frauenemanzipation mögen dabei aus einem politischen Eck stammen und seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse ausbaufähig sein. Weitau interessanter ist demgegenüber, dass Wisniewski nicht nur ein eifriger Auf-decker ist, sondern zudem auch hellseherische Qualitäten zu haben scheint. Man kann nämlich bereits seit Monaten seine Rückschau zum *laufenden Jahr* vorbestellen. Er antizipiert dabei offensichtlich in scharfsinniger Weise, was alles 2011 *nicht* in der Zeitung stehen wird. Möglichst nüchtern betrachtet hält sich die Neugier dafür allerdings in Grenzen, da ohnehin schon in den Zeitungen über nahezu jede Unbedeutsamkeit berichtet wird (ein Beispiel: „Fahrrad in den USA nicht umgefallen“, in der Tageszeitung „Der Standard“ vom 14. 4. 2011). Oder kommt womöglich die widersprüchliche Vorhersagekraft des Autors gar davon, dass er mit den Mächtigen unter einer Decke steckt? Wie auch immer, auf alle

Fälle darf man sich aussuchen, ob es die angesprochenen Verschwörungen oder Wisniewskis Lektüre darüber nicht geben sollte. Das Optimum wäre wohl erreicht, wenn sich die Welt beides ersparen könnte ...

Text: pro

BUCH:

Gerhard Wisniewski: *Verheimlicht – vertuscht – vergessen. Was 2011 nicht in der Zeitung stand.*

Erscheint im Dezember dieses Jahres.

Text: anse

Illustration: df

23 – NICHTS IST SO, WIE ES IST

In 23 Minuten wissen Sie mehr.

Jemand – niemand hat gesagt, daß es eine Wanze war – hat (scheint es) in einem unterirdischen Kapitelsaal, den es eigentlich gar nicht geben dürfte, eine streng geheime Versammlung des geheimsten aller Geheimbünde belauscht. Den Mitschnitt (wir wissen tatsächlich nicht, woher wir ihn haben) geben wir hier kommentarlos wieder. Nochmals: Dies ist zwar ein Wanzenprotokoll, aber die Wanze legt größten Wert darauf, daß ihr Name im Zusammenhang damit nicht genannt wird. Also: Die Wanze heißt gar nicht Wanze, sondern anders. Nicht daß wir noch Ärger kriegen.

(Vielstimmiges Gemurmel hallt vom Gewölbe wider. Gongschlag. Schweigen.)

Meister: Werte Schwestern und Brüder! Auf den Tag genau 23 Jahre nach unserer letzten Sitzung am 23. September 1988 begrüße ich euch von neuem und freue mich, daß ihr auch diesmal wieder vollzählig erschienen seid –

Jüngling: Kann nicht sein. Vor 23 Jahren war ich noch im Kindergarten.

Meister: Das war deine Vorbereitung, Bruder.

Mädchen: Ich bin noch gar nicht 23.

Meister: Wichtig ist: Heute bist du da. Ich stelle die Beschlußfähigkeit der Versammlung fest; der Rat der 23 ist vollzählig.

Mann: Warum 23?

Meister: 23 ist die Zahl der menschlichen Chromosomen. Alle Geladenen sind erschienen –

Mann: Ich habe keine Einladung gekriegt.

Frau: Ich auch nicht. *(Mehrere Stimmen: Ich auch nicht.)*

Meister: Niemand hat eine gekriegt. Es ist in unserem Bund nicht üblich. Wir treffen uns, ohne Ort und Zeit im voraus zu wissen, allein aufgrund vertrauenswürdiger Führung –

Mädchen: Mir hat so ein Typ die Augen verbunden und mich durch einen unterirdischen Gang hergeführt. Der war überhaupt nicht vertrauenswürdig. *(Mehrere Stimmen: Mich auch.)*

Meister: Woher wißt ihr das? Kanntet ihr ihn? – Eben. Ich kenne ihn ja auch nicht. Es ist das Geheimnis der Stärke unseres Bundes, daß nicht nur Außenstehende nicht wissen, wer die Mitglieder sind, sondern auch wir selbst nicht. Ich weiß kaum, wie ich selbst heiße, und noch fremder seid ihr mir, alle 22 –

Fremder: *(kommt zur Tür herein)* 'tschuldigung, bin ich da richtig bei der Vollversammlung der Rosenkreuzer?

Alle: *(im Chor)* Nein. Keine Ahnung, was Rosenkreuzer sind. *(Der Fremde scheint zufrieden und setzt sich.)*

Meister: Nein, nein, das geht nicht, Sie können sich da nicht hinsetzen, sonst sind wir 24 statt 23 –

Mädchen: Stimmt gar nicht, wir waren vorher nur 22, mich hat schon gewundert, was Sie von „vollzählig“ schwafeln –

Meister: *(zählt nach)* Gut. Setzen Sie sich, wenn Sie es nicht lassen können.

Jüngling: Warum eigentlich 23?

Meister: *(leise)* Weil das Blut 23 Sekunden braucht, um einmal im menschlichen Körper zu zirkulieren. Außerdem *(noch leiser)* hat der Name „Hans Christian Rosenkreuz“ exakt 23 Buchstaben.

Fremder: Und trotzdem sind sicher keine Rosenkreuzer da?

Meister: Mein Lieber! Wenn welche da sind, werden sie es nicht sagen. Denn die Stärke der wahren Rosenkreuzer besteht darin, zu verbergen, daß sie es sind.

Fremder: Was ist dann mit den ganzen Clubs,

die so heißen? Die Societas Rosicruciana, der Ordre Cabbalistique de la Rose-Croix, die Rosicrucian Fellowship, der Antiquus Mysticus Ordo Rosae Crucis und noch mindestens 19 andere?

Meister: Das sind alles keine, sondern Häretiker. Oder würde auch nur einer von uns je einem dieser Clubs beitreten?

Alle: *(im Chor)* Nein.

Meister: *(zufrieden)* Sehen Sie.

Fremder: Und kennt wirklich keiner die anderen? Ich meine, wissen Sie, wer ich bin?

Meister: Nein. Bin auch nicht neugierig. Nur einer kennt selbstverständlich alle: unser Großmeister, dessen Name nicht genannt werden darf –

Mädchen: Boah. Voldemort?

Meister: *(betreten)* Pssst. – Nun, Schwestern und Brüder, laßt uns protokollieren, was das Licht des Rates der 23 der Außenwelt seit seiner vorigen Sitzung beschert hat –

Fremder: Von wegen Licht – wie machen Sie das bloß, daß es hier, 23 Meter unter der Erde, so hell ist?

Meister: Da oben brennen 23 100-Watt-Birnen, gespeist von einer unerschöpflichen Bagdad-Batterie.

Fremder: Sind die nicht verboten? Die Birnen, meine ich.

Meister: Uns nicht.

Frau: Warum 23?

Meister: Weil Wien 23 Bezirke hat. *(klappt ein ominöses Gerät auf)* Nun denn. Laut Beschluß der Sitzung von 1988 wurde die in der Sitzung von 1919 beschlossene Sowjetunion samt umgebendem Ostblock wieder aufgelöst, mit der Begründung: „Öfter mal was Neues.“ Damit den reptiloiden Außerirdischen, die über die USA herrschen, nicht fad wird, wurden zwei Irakkriege veranstaltet; der zweite, nach Beschluß mit 23 gegen 0 Stimmen, ab 23. März 2003. Um den Glauben an den Fortschritt aufrechtzuerhalten, wurde Sorge getragen, daß jeder, aber auch wirklich jeder Mensch, sofern er Taschen hat, mindestens ein Mobiltelefon darin stecken hat – eine Erfindung unseres lieben Bruders En-Apophis aus dem Jahre 2948 v. Chr. Damit unsere lieben Brüder in ihren 23 Gebäuden auf dem Microsoft-Campus in Washington Arbeit haben, haben wir die Welt ein bißchen computerisiert. Zur höheren Ehre des 23. Buchstaben im deutschen Alphabet wurde das WWW lanciert, eine Erfindung unseres lieben Bruders Amenemhet-Ba aus dem Jahre 1598 v. Chr. – Ziffernsumme wie üblich 23. Am 11. 9. 2001 – Ziffernsumme 23 – flogen...

Mann: Das waren auch wir?

Meister: Nein. Das ist einfach so passiert. Aber wir sind die einzigen, die es wissen.

Mädchen: Was haben Sie da eigentlich für ein cooles Ding? Smartphone 23.0?

Meister: Nö, das ist das, was in den nächsten 23 Jahren der Landplage von Laptops und Handys endlich den Garaus machen wird. Basiert auf einem Vanadium-Chip – ihr wißt schon, Vanadium, Ordnungszahl 23. Auch eine Idee von Amenemhet-Ba – hat er mir geschenkt, als wir 1804 die Krönung unsres lieben Bruders Napoleon beschlossen haben. Mein Smartphone hatte ich 1781 auf dem Heimweg in den Katakomben von Paris liegen lassen, und dann ist irgend so ein Jakobiner draufgetrampelt. – Junge Frau, zügeln Sie diese Gedanken; Sie werden mir dieses Gerät keinesfalls abluchsen, auf welche Weise auch immer.

Mädchen: Boah. Gedanken lesen können Sie auch?

Meister: Psi ist der 23. Buchstabe im griechischen Alphabet.



Mann: Aber ich dachte immer, der älteste Computer der Welt wäre so ein bronzener Zahnradmechanismus, den man irgendwo vor Kreta aus dem Meer gefischt hat? Damit haben die Griechen im 1. Jahrhundert v. Chr. ausgerechnet, wann die nächste Mondfinsternis ist, und so.

Meister: Haha! Das Ding hat Amenemhet doch dort versenkt, damit das alle glauben. Mein Lieber, entdeckt wird immer nur, was wir schon immer wissen; das ist die profunde Wahrheit, die die Ros... die wir verwalten. Der Rat der 23 sorgt dafür, daß nichts über die Schwelle tritt, wofür die Welt nicht reif ist; gewöhnlich warten wir damit so an die 23 Jahrhunderte.

Jüngling: Aber wenn wir jetzt schon die Technologie des Jahres, sagen wir, 4199 zur Verfügung haben, warum vermarkten wir sie nicht? Wir würden stinkreich.

Meister: Mein Sohn, der Rat der 23 braucht kein Geld. Was er braucht, sind Getränke. *(Gläser klirren.)* Vielen Dank, Nummer 23, sehr freundlich. – Wir wollen jetzt endlich

zur Tagesordnung schreiten, es ist bereits 23 Uhr 23! Zur Abstimmung kommen heute: Übergabe der USA an China, damit die Chinesen sich mit den Reptiloiden rumärgern müssen und nicht wir. – Ersatzlose Auflösung Europas mit Hilfe der letztes Mal beschlossenen Währungsunion. – Schrittweiser Abbau der Geldwirtschaft und Wiedereinführung des Tauschhandels; Errichtung eines Museums für ausgestopfte Kapitalisten. – Reduktion des Flugverkehrs (ja, ich weiß, wir haben erst letztes Mal gesagt, er soll mehr werden) durch regelmäßige Vulkanausbrüche; unsere Brüder in Island brauchen auch was zu tun. – Und so weiter bis Punkt 23: Allfälliges.

(Vermutlich nicht zufällig ist hier ein Teil des Bundes so beschädigt, daß von der folgenden Abstimmung nichts zu hören ist als ein ohrenbetäubendes Rauschen. Anschließend wieder klirrende Gläser, es wird reihum angestoßen: Auf die nächsten 23 Jahre!)

Fremder: Äh, verzeihen Sie, Herr

Meister, es ist mir persönlich wirklich peinlich – aber darf ich Sie an die vorige Sitzung erinnern, seinerzeit 1988?

Meister: Natürlich. Was ist damit?

Fremder: Gestatten, daß ich mich ausnahmsweise vorstelle: Jägermeister, Josef Jägermeister, damals Pikkolo, heute Oberkellner im Gasthof zum Grünen Raben in Puchberg am Schneeberg, wo seinerzeit das Extrazimmer reserviert wurde, auf den Namen Sektionsrat Sedlaczek, wo die 23 Herrschaften dann auf Ihren 61. Geburtstag angestoßen haben –

Meister: *(apoplektisch)* Das darf nicht wahr sein –

Fremder: Ja, von damals wäre noch die Rechnung offen. Das macht dann mit Zins und Zinseszins, samt den Getränken von heute, Währungsumrechnung, Trinkgeld und alles schon inbegriffen, 2323 Euro –

Meister: *(kramt in seinen Taschen, würgt).*

Fremder: – und 67 Cents. Sorry.

Text: caru
Illustration: on

REDAKTIONELLES

KONTAKTIEREN!

Unter redaktion@derbagger.org nehmen wir uns all Ihre Anregungen zu Herzen. Die Artikel aller Ausgaben, einiges andere und die Möglichkeit, Stellung zu nehmen, gibt's auch im Netz: www.derbagger.org.

ABONNIEREN!

Ab 15 Euro bekommen Sie ein ganzes Jahr alle Ausgaben – vier nämlich – druckfrisch nach Hause zugestellt.

Entweder über unsere Homepage Kontakt aufnehmen (www.derbagger.org/abo) oder einfach den gewünschten Betrag an folgendes Konto überweisen und als Verwendungszweck (oder per E-Mail an redaktion@derbagger.org) Name und Zustelladresse angeben.

Verein für Diversität in der Medienlandschaft
Jörgersstraße 35/4, 1170 Wien

Konto-Nr: 289 147 43 800 BLZ: 20111
Bank: Erste Bank
IBAN: AT402011128914743800 BIC: GIBAATWW

PARTIZIPIEREN!

Der Bagger freut sich über neue MitarbeiterInnen. Was wir konkret brauchen können, findet sich stets aktuell gehalten auf: www.derbagger.org/mach_mit.

INSERIEREN!

Auch in der nächsten Ausgabe können Sie ein Werbeinserat im Bagger schalten. Informationen dazu finden Sie hier: www.derbagger.org/insert.

Für Rückfragen sind wir unter redaktion@derbagger.org selbstverständlich jederzeit erreichbar.

HIER&JETZT: DIE STROTTERN

„Ich hab eine irrsinnige Hassliebe zum Wienerlied.“ Der lange Weg und die vielen Umwege der vielleicht interessantesten Band des Landes.

Als die Strottern 1998 ihr Debutalbum veröffentlichten, wissen sie eigentlich noch gar nicht so genau, was sie da machen. Sie sind zu der Zeit hauptsächlich in der Popband *Stringbeans* aktiv, die sich kurz vor Albumveröffentlichung in *Merkes* (2002) umbenennen – und kurz danach auflöst. Zu Recht. Ich hab versucht, das Album durchzuhören, hab es dann aber nicht geschafft und nur ganz grob drüber geskippt. Der Ball kommt flach ... Servus Geschäft!

Nicht nur, daß Klemens Lendl und David Müller 1998 also in einer schmierigen Allerweltsband feststeckten, von der sie glauben, sie könne doch noch den kommerziellen Durchbruch bringen, sondern ihr neues Projekt „die Strottern“ ist zu dem Zeitpunkt alles andere als ausgereift. Zwar habe ich das Album nicht gehört, aber heute sind sie froh, daß der unselige erste Tonträger vergriffen ist. Es finden sich darauf auch Wienerlieder, die Lendl heute („95% der Wienerlieder sind zum Speiben“) aus textlichen Gründen nicht mehr über die Lippen kommen würden. Der „goldene Hamur“ und die „wienerische Weinseligkeit“ sind nach und nach weggefallen und haben sich heute zu einer vehementen Gegenposition in Bezug auf die „guate oide Zeit“ verkehrt. „Wir singen dezidiert nicht über Wein.“

Begonnen hat die Wienerliedermacherei übrigens mehr oder weniger aus einer Geburtstagsseinlage für diverse Onkeln und Tanten. Als plötzlich ein Name her muß, entlehnen sie „Strottern“ aus dem Wienerlied-Klassiker

„Wenn I amal stirb“ – ohne zu wissen, daß es im Nominativ Plural „die Strotter“ (Dialektlexikon: „Die nach verwertbarem Suchen“ – gemeint: Sandler) heißen müßte. Im genannten Lied ist das Wort aber im Dativ (Tuat's es den Strottern sogn), und daher kommt auch das N. Zunächst bringt ihnen der falsche Bandname etwas Spott in der Wienerliedszene ein, aber schon bald werden sie sehr ernst genommen. Lendl: „Das war damals exotisch, weil wir so jung waren, aber es war eigentlich nicht der Plan, dabei zu bleiben. Auf Vorschlag eines deutschen Labels haben wir das Debut eingespielt – ohne die Lieder wirklich zu können. Das ist dann aber erstaunlich gut angekommen – auch auf Ö1. Reingebuttert haben wir in die Popband, und da is nix passiert, und dann hast du plötzlich Angebote!“

2001 lernen sie den Peter Ahorner kennen, und 2003 veröffentlichen sie ein Album mit den Vertonungen seiner Texte. „Mea ois gean“ besteht zum Großteil aus Liebesliedern, und genau das ist auch das besondere daran. Lendl: „Im Wienerlied-Umfeld ein Liebeslied zu singen – das ist subversiv. Das einzige, das ich sonst kenne, ist ,i hob di goa so gean', sonst ist die Frau immer ein süßes Maderl oder eine depperte Oide.“ Ab 2006 schreibt Lendl auch eigene Texte, und 2008 veröffentlichen sie mit *I gabat Ois* ein Album, das noch lange Zeit das Maß aller neuen Wienerlieder sein wird. Es knirscht und knarscht, wiegt und wogt, taumelt, schwelgt und vor allem ist es „heutig – weil sonst kannst du das ganze Genre zusperrern. Wenn ein Leid nur Museum ist und ich es nicht schaffe, etwas heute Relevantes mitzunehmen, dann fällt es raus.“ (Lendl)

„Ich hab mit 15 aufgehört mit dem Geigenunterricht, weil ich wußte: Klassik, das wird bei mir nix“. Heute schimpft Lendl sich gern einen Dilettanten, aber die meisten seiner HörerInnen halten ihn wahrscheinlich dennoch zu Recht für einen Virtuosen – auch

wenn er alles in der ersten Lage spielt. Mit David Müller war er schon damals gut befreundet, und noch bevor es in den Popbereich geht, erarbeiten sich die beiden ein kleines Jazzrepertoire. Damit spielen sie dann in der Fußgängerzone Klosterneuburg, bei Bällen oder Hochzeiten. Um die Entstehungsgeschichte der Band und die vielen Umwege wirklich zu verstehen, muß man aber sogar noch weiter zurück, und zwar unter anderem in die Kindheit von Clemens Lendl. „Alle Menschen san ma zwider (Kurt Sowinetz Album von 1972) war mein erster Kontakt mit dem Wienerischen. Meine Mama hat die Platte geliebt, und sie hat sie oft aufgelegt – sie bei der Hausarbeit und ich daneben am Matador.“

Dass die Tradition der Wienerlieder generell zwischenzeitlich so ganz und gar eingebrochen oder auch eingeschlafen ist, hat wahrscheinlich auch mit dem Dritten Reich zu tun. Alles was auch nur ansatzweise national war – und auf einen guten Teil der Lieder, die in den Kremseralben (Anm: Dreibändige Wienerliedersammlung um 1910) abgedruckt sind, trifft das zu –, war über Jahrzehnte hinweg tabu. Das galt leider auch für die Lieder, die den Nazis nicht in den Kram gepasst haben oder hätten. Lendl: „Das greifen erst wieder Generationen an, die weit genug weg sind davon. Jetzt greifst du wieder unbeschwerter rein, in die Kiste. Aber eine gewisse Kraft brauchst du, um das Wienerlied zu legitimieren. Wir haben das immer aufladen müssen, mit einem gewissen Zorn.“

(...) Ich hab eine irrsinnige Haßliebe zum Wienerlied“.

Seit rund zwei Jahren können die Strottern von ihrer Musik leben. Davor war Lendl Redakteur bzw. Texter bei Siemens und hat von der Mitarbeiterzeitung bis zur „Bedienungsanleitung für Spülmaschinen“ alles Mögliche geschrieben. Müller hat Klavermacher gelernt und insgesamt 12 Jahre für Bösendorfer gearbeitet. Nach 10 Jahren nimmt er von 2000 bis 2002 eine Auszeit, um die Stringbeans/Merkes-Produktion voranzutreiben bzw. weil er es leid ist, als einziger im Freundeskreis zu hackeln, während sich die anderen einen studentischen Lenz genehmigen. Schon seit 1994 betreibt er ein kleines Heimstudio, das er 2003 großteils auf analog umgestellt hat.

Müller hat als Kind Klavier gelernt. Der Vater hatte 4 Klaviere und wäre am liebsten selbst auch Musiker geworden – was der Schwiegermutter aber nicht recht war. Dennoch: Seine Leidenschaft blieb der Jazz, und den gab er an seinen Sohn weiter. Auch in der Familie Lendl wurde immer schon fleißig musiziert. Man gestaltete die klassische Messe in der Pfarre St. Martin (Klosterneuburg), während die Familie Müller die *Jazzmesse* gestaltete. Die beiden Familien gingen ausdrücklich nicht zu den Messen der jeweils anderen. Wie Lendl und Müller dann doch noch aus diesem Romeo+Julia-Dilemma gefunden haben und Freunde wurden, wissen Sie heute nicht mehr so genau.

Der letzte Release *Das große Glück* (Live-Album 2010) wurde auch deshalb veröffentlicht, um die Fehler bzw. die patzige Liedwahl des Debuts wieder gutzumachen. Entstanden ist ein Album mit den alten Wienerliedern, die die Band bei Konzerten zwischen die Eigenkompositionen streut. Lendl: „Es wertet das eine das andere total auf – das Alte und das Neue. Das macht mir auch großen Spaß: die Alten auf die junge Fahrt zu bekommen und umgekehrt.“ Live ist die Band nicht zu

schlagen. Kein akustisches Duo macht so viel Wind und ist so im besten Sinn unterhaltsam, ohne auch nur eine Sekunde ins Halblustige abzudriften. Die Performance ist charmant, energetisch und dramaturgisch perfekt. Dennoch wehrt sich Lendl vehement gegen alles Künstliche in seiner Performance: „Das größte Nicht-Kompliment, das ich manchmal höre, ist: Du bist so ein toller Schauspieler! Weil ich nicht schauspielere. Schauspiel ist ein darstellerisches Hilfsmittel, um Text zu transportieren, und das beschränkt sich bei mir auf ganz wenige Gesten.“

Beim kommenden Album wird personell aufgestockt – um zwei Bläser. Müller: „Der Blechsound schwebt uns schon sehr lang vor, und das ist noch verstärkt worden durch die Zusammenarbeit mit der Jazzwerkstatt. Wir haben lange überlegt, und dann sind wir bei Posaune und Flügelhorn angekommen.“ Das ganze wird wahrscheinlich unter dem Namen *Strottern + Blech* firmieren.

Die Strottern sind nicht die einzige Band, die dem Wienerlied seine Existenzberechtigung für das 21ste Jahrhundert ausstellt. Um eine sehr radikale Frischzellenkur macht sich auch das Kollegium Kalksburg verdient, und in Walther Soykas legendärer *Non Food Factory* gibt sich das neue Wien gegenseitig die Klinken in die Hand. Ich weiß mit Sicherheit, daß wir unmittelbar vor einer neuen Blütezeit des Wienerlieds stehen, die das Genre herausholen wird aus

dem undankbaren Platz als Hintergrundmusik für besoffene Heurigenbesucher. Die Strottern sind hundertmal „heutiger“ als die FM4-Charts es jemals sein könnten. Anfänglich gab es wie bereits Angesprochen auch kritische Stimmen aus dem Wienerliedumfeld. Neben dem falsch geschriebenen Namen waren den altherwürdigen InterpretInnen bzw. HüterInnen des staubigen Grals auch die Moderationen auf Hochdeutsch zunächst hochsuspekt. Lendl: „Diesen Gegenwind verspüren wir jetzt nicht mehr – aber wir erhalten uns das Gefühl.“

wein



© Peter Mayr

DIE FREISCHIMMA - FS1
LIMUPIC RECORDS 2011

Passend zu einem verregneten Sommer liefern die vier „Freischwimma“ ein eindrucksvolles und abwechslungsreiches Stück heimischer Musikkultur. Mit starken Bildern und lyrisch auf hohem Niveau erzählt Sänger Florian Kargl im Waldviertler Dialekt Geschichten, die das Leben schreibt. Getragen werden die Songs vom maßvollen Handwerk seiner Mitmusikanten, die den bluesigen Grundton des Albums hörbar mit ihrem eigenen Herzblut würzen. Und so natürlich und erdig, wie die Texte klingen, kommt auch der warme und runde Sound des Albums daher. Wer hier beim Hören die Augen schließt, sieht die Band förmlich neben sich im Zimmer stehen, wie sie sich in der warmen Sommerbrise wiegen, die ihre Musik unweigerlich hervorruft. Schiff ahoi! Vor der Flaute brauchen sich die „Freischwimma“ nicht zu fürchten.

matt

rezensionen . musik

WERNER KITZMÜLLER – EVASION
(2011, VALEOT)

Vor zwei Jahren habe ich bei einem Konzert im Subterrarium zum ersten Mal *Purple* gehört, und seither warte ich. Jetzt ist das Debut endlich fertig, und im Oktober steht es in den Läden. Das Album beginnt mit der schaurig wunderschönen Soundcollage „Ein Teil von mir ist verloren“ heißt es da ebenso resignatorisch wie hochzufrieden. Bei *Stalker* hat er Meaghan Burke zu Gast, die ich vor ein paar Monaten an dieser Stelle in den Himmel gelobt habe (auch er spielt sporadisch in *Loose Lips sink Ships*). Das Duett – gehaucht und gekreischt – ist ein vollendetes Dokument unendlicher Hardcore-Zartheit. Überhaupt kommt mir beim Hören ständig das Wort „wahrhaftig“ in den Sinn. Windschiefe Chöre, Alltagsgeräusche, Gitarren, Klavier und Elektronik verbinden sich zu einem Abgesang und einem Hohelied auf das Leben. Gleichzeitig.

Purple ist wie bereits angedeutet mit seiner gediegenen Stimmung ein Musterbeispiel dafür: „Never shall I hustle“. Ein Album der Zwischentöne, und es endet mit der Feststellung: „Die Dinge, die du kaum in Worte fasst, haben noch in keine der Sprachen gepasst.“ Niemandem gelingt der Spagat zwischen Intensität und Intimität so selbstverständlich. Werner Kitzmüller wagt sich mit seiner Musik an das Empfinden an und für sich heran und ist damit eine absolute Ausnahmeerscheinung in der österreichischen Musiklandschaft.

wein

1



2



»2



Text: tina
Illustration: sl

GEHEIMTIPP

An dieser Stelle möchte ich einen Geheimtipp loswerden, der schon bald keiner mehr sein dürfte: das kanadische Multitalent Xavier Dolan (Schauspieler, Drehbuchautor, Regisseur, Cannes-Preisträger – mit 22!). Und sein, nach dem großartigen „J’ai tué ma mère“, zweiter Film „Les amours imaginaires“ (englischer Titel: „Love, imagined“, Festivaltitel: „Heartbeats“), wird bald in ausgewählten Wiener Kinos zu sehen sein. «C’est pas parce que c’est Vintage que c’est beau!» ... wie Francis angesichts des 50ies Hausfrauenlooks seiner Begleiterin attestiert. Das Zielpublikum von „Les amours imaginaires“ ist klar, wenn man die ProtagonistInnen betrachtet: stylische Trendfollower der vergnügungs- und flohmarktsüchtigen Indie-Szene mit ihrem Vintage-Wahn und Bobo-Tolle. Der Mann (Francis, gespielt vom Wunderkind selbst), gekleidet in enge Shirts mit Ausschnitt und mit obligatorischer großer schwarzgerahmter Brille. Die Frau (Marie) von Kopf bis Fuß in 50ies-Vintage gewandet. Diese beiden Szenekids – er schwul, sie seine beste Freundin – verlieben sich in den selben Mann. Nicolas, ein blonder Lokkenkopf mit sprühendem Charme, nutzt das aus und es beginnt eine aufreibende amour fou à trois, jedoch nicht ganz so, wie sich das die Leserschaft jetzt vielleicht vorstellt ... Na, neugierig? Gut so. Anschauen!

Exkurs: Die Bobo-Tolle

Ein häufiges Phänomen in unseren Wiener Straßen, besonders oft kann sie im 7. Bezirk gesichtet werden. Der Bobo, mit seinen treuen Begleitern Ray Ban und Leinensackerl, hat endlich zu seiner Frisur gefunden. Dem Gabba seinen Vokuhila, dem Bobo seine gewollt-ungewollte Tolle. Nicht, dass ihr mich falsch versteht, wer te Leser mit oder ohne ähnlich geartetem Haarschopf, mir gefällt die Frisur wirklich gut. Siehe Xavier Dolan.

Ihr Einweihungsgrad

(festgestellt durch den Kryptischen Kryptogrammtest, Seite 04)

Also, wir gehen ja davon aus, daß Sie einE EingeweihteR sind. Weil – über dem Test stand doch „Nur für Eingeweihte“. Sollten Sie also nicht eingeweiht sein und den Test irrtümlich gemacht haben, weil Sie „Eingeweide“ gelesen haben, vergessen Sie ihn schleunigst, rollen Ihren Bagger dünn zusammen, verbergen ihn in einem hohlen Tischbein, das Sie am Strand 7 Meter tief vergraben, und dann kaufen Sie sich einen neuen Bagger. Ansonsten finden Sie Ihren Einweihungsgrad unter dem Buchstaben, den Sie am häufigsten angekreuzt haben. Kein Irrtum möglich – wir Freibaggerer haben immer recht.

a) *Neophyt*. Mit „Neuling“ wäre das völlig unzureichend wiedergegeben – ein Neophyt ist nicht ein beliebiger Anfänger, der keine Ahnung hat, sondern einer, der „soeben gepflanzt wurde“. Darauf können sie sich jetzt was einbilden. Sie haben sich Ihren gesunden Menschenverstand noch weitgehend bewahrt, außer daß Sie eben einen Haufen Geld für eine Einweihungszeremonie (und sei’s nur ein popeliger Test) ausgegeben haben. Eventuell haben Sie auch ein dickes Buch zu Hause, in dem steht, was die bunten Kittel und seltsamen Gebärden Ihrer Miteingeweihten angeblich bedeuten sollen – werden Sie zwar nie lesen, aber Sie können sich jetzt eine Menge tiefsinnige Sachen denken. Nicht gratis, aber doch.

b) *Adeptus Minor*. Bei Ihnen ist ja der Tiefsinn schon einigermaßen weit fortgeschritten. Sie haben sicher mehr als ein dickes Buch zu Hause. Mindestens zwei, und die haben Sie auch gelesen. Ich meine, glauben Sie das mit den Kanaldeckeln wirklich? Und tippen Sie dummes Zeug in den Taschenrechner und stellen ihn dann auf den Kopf?

Ich erinnere mich deutlich an jene Tage meiner Kindheit, an denen meine Eltern die Photos vom letzten Familienurlaub nach Hause brachten. In den kleinen Umschlägen aus Papier, das wusste ich, steckten Bildchen, die es mir erlauben würden in den Erinnerungen an die gemeinsam verbrachte Zeit zu schwelgen. Sie würden es mir gestatten, zumindest für einen kurzen Moment, in den Abenteuern des Sommers weiterzuleben, das Salz auf der Haut trocknen zu lassen, den knirschen den Sand unter den Füßen zu spüren und die fruchtige Kälte des Erdbeereises, für welches ich mit meinem Bruder den ganzen Strand abließ, erneut am Gaumen zu schmecken. Auch wenn die Sandburgen, die wir gebaut hatten, schon lange von den Wellen verformt und vom Wind vertragen worden waren, so existierten sie auf den Photos weiter und gaben den flüchtigen Momenten Beständigkeit.

Realität und Täuschung

Wie schafft es die Photographie in uns Emotionen wachzurufen, die das Vergangene wieder lebendig erscheinen lassen? Worin begründet sich das Wesen der Photographie? Weshalb kann das Photo mit unvergleichlicher Prägnanz das Vergangene konservieren? Roland Barthes hat kurz vor seinem Tod ein dünnes, sehr persönliches Büchlein geschrieben, in dem er den Charakter der Photographie ergründet: Die helle Kammer. Eine Eigenart der Photographie, so Barthes, bildet die Tatsache, dass sie stets mit dem abgebildeten Objekt verknüpft bleibt. Anders als andere Bildarten imitiert die Photographie nicht nur, sie bildet ab und kann dabei die Realität des Vergangenen bezeugen. Das Photo muss stets von einem realen Objekt ausgehen.

Spielen Sie Platten von hinten ab? (Ist auf die Dauer nicht gut für den Tonarm, habe ich mir sagen lassen.) Sie befinden sich, wie gesagt, in guter Gesellschaft: So ein bisserl eingeweiht ist heute fast jeder. Der Initiationswahn, der zur Zeit der Aufklärung Adel und Hochgebildete mitriß, ist heute beim Volk angelangt. Nur die Aufklärung selbst noch nicht.

c) *Ipsissimus siebten Grades vom Pfade linker Hand, Stellvertretender Schatzmeister des Salomonischen Tempels, Komtur der Priorei Unserer Lieben Frau von Sion, Ritter des Schwarzen und Weißen Adlers der höchst geheimen und wahrhaft fruchtbringenden irano-ägyptischen Loge Zur verschleierte n Isis, Hochragender Gebirgszirbel druse, Hirschledderner Polier des feinstofflichen Bildes zu Sais, Operativer Thetan vierundzwanzigsten Grades und Rechte Ringfingerkrallen des erhabenen Meisters Luzifer*. So eingeweiht, wie Sie sind, wissen Sie nicht nur, was das alles ist, sondern haben es sowieso schon gewußt. Ob Sie eine normale Tageszeitung noch verstehen können, ist fraglich – aber wir sind uns einig: Das ist auch unwichtig.

Bei Gleichstand zwischen a) und b) sind Sie übrigens ein Zelator, zwischen b) und c) ein Adeptus Exemptus (jawohl, ich habe die Gradbezeichnungen vom Order of the Golden Dawn geklaut) und zwischen a) und c), falls das vorkommt, entweder noch um ein paar Grade eingeweihter als wir selber oder der Deibel persönlich.

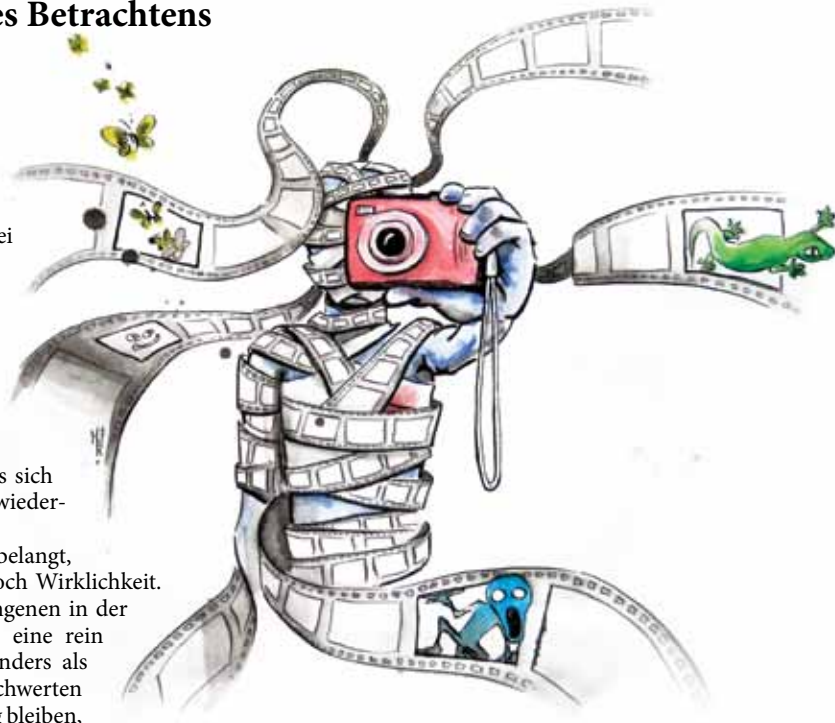
PUNCTUM

Vom Abenteuer des Betrachtens

Da sie selbst nichts erfindet, erscheint sie wie das Wirkliche. Dabei entsteht eine Unordnung, denn das Photo verweist ständig nur auf den Referenten und bleibt dabei selbst unsichtbar. „Was die Photographie endlos reproduziert, hat nur einmal stattgefunden: sie wiederholt mechanisch, was sich existenziell nie mehr wird wiederholen können.“ Was die Realität jedoch anbelangt, ist das Photo weder Bild noch Wirklichkeit. Die Wiederkehr des Vergangenen in der Photographie ist mehr als eine rein metaphorische Existenz. Anders als die Erlebnisse eines unbeschwerten Sommers, die in Erinnerung bleiben, ist das Objekt selbst in seiner Eigenschaft als physischer Körper im Photo enthalten. Jede Photographie muss von einem realen Objekt ausgehen. Ein Objekt, dessen optische Eigenschaften Licht zu reflektieren in der Photographie dazu genutzt wird ein Bild zu erzeugen. Das Licht bleibt als etwas Wirkliches, dem Objekt eigenen, im Photo erhalten. „Von Natur aus hat die Photographie etwas Tautologisches: eine Pfeife ist hier eine Pfeife, unabdingbar.“ Ist die Photographie also der Stein der Weisen? Kann sie das Vergangene wiederkehren lassen, die Toten gar unsterblich auf Papier bannen?

Leben und Tod

Doch das Reale und das Lebendige sind zwei unterschiedliche Dinge. Die Photographie verschränkt auf fast perverse Weise diese zwei unterschiedlichen Begriffe. Die Photographie als reales Objekt verleitet dazu sie auch als lebendig zu betrachten. Was lebendig ins Bild eingegangen ist, wird dort bewahrt. Auch wenn es nicht länger existiert. Die Täuschung der Photographie liegt in der Halluzination, die sie erzeugt. Sie offenbart eine „vollendete Vergangenheit der Pose“, die selbst das Vergangene in die Zukunft rückt. Das, was lebendig wahrgenommen wird, ist nichts anderes als ihre Metapher, die Erinnerung, die sie erzeugt. Sie ist es, die uns beim Anblick eines Photos melancholisch werden lässt. Auf den alten Urlaubsfotos schneiden mein Bruder und ich Grimassen. Während wir unseren Spaß hatten, waren die Eltern darüber nie sonderlich erfreut. Schaut nicht so hässlich, haben sie gesagt, lächelt doch ein bisschen. Durch die Pose, die man einnimmt, verwandelt man sich schon im Vorhinein zum Bild. Es wird eine Haltung eingenommen, die später auf den Photos konserviert wird. Es findet eine lebendige Einbalsamierung statt. Das wirft natürlich die Frage nach dem Gelingen auf, dem Wunsch sich durch die Photographie repräsentiert zu sehen. Wie werde ich der Nachwelt erhalten bleiben? Wird das „kostbare Wesen meiner Individualität“ auf den Photos zur Geltung kommen? Auf dem Photo wird das Subjekt ausgeklammert, seines Selbst entäußert und zum Objekt gemacht. Es ist schon vor dem Auslösen zum Bild geworden. Die Objektivierung des Subjekts entspricht dem Aufbewahren der Spuren vergangener Existenz. Im Photo tritt mein Selbst als jemand anderes auf. Vielen Photos fehlt die Lebendigkeit. Sie ähneln einander, geben im Grunde eine beliebige Person wieder. Sie transportieren keine Wahrheiten, sondern Illusionen. Soll das Photo der vollständigen Wiedergabe genü-



gen, muss es das Maskenhafte der Ähnlichkeit ablegen und den individuellen Ausdruck wiedergeben. Liegt die Verantwortung dafür allein beim Photographen? Kann er der Photographie Lebendigkeit verleihen?

Studium und Punctum

Letztlich wird das Photo vom Betrachter beseelt. Photographie hat stets das betrachtende Individuum zum Bezugspunkt. Zwar kann die Photographie bezeugen, dass das Abgebildete tatsächlich dagewesen ist, aber erst dem Betrachter ist es möglich einem Photo wieder Leben einzuhauchen. Es gibt jedoch Photographien, denen man nicht mehr als ein höfliches Interesse entgegenbringt. Man interessiert sich für sie ihres historischen Werts, ihrer technischen Ausführung, ihres bildlichen Inhalts wegen. Barthes nennt es das *studium*. Es ist jene Art des Betrachtens, die ihm erlaubt auf die konventionellen Informationen zu reagieren, die in einer Photographie stecken. Es ist, wie er sagt, fast schon eine Art „Dressur“, eine Art der Erziehung, die solch ein Interesse auslöst. Es bleibt allgemein und ziellos. Es ist ein Interesse, das unausweichlich den Intentionen des Photographen begegnet. Das *studium* gestattet es die Absichten des Photographen nachzuvollziehen, sie wiederzuerkennen, Information zu lesen, Wünsche zu wecken, Überraschung zu empfinden, auch schockiert zu sein, nie aber Lust oder Schmerz zu spüren. Das *studium* kann zwar schreien und spritzen, es verletzt den Betrachter aber nicht. Photographien, denen man durch *studium* begegnet, geben die Realität wieder, ohne sie ins Wanken zu bringen. Anders ist dies beim *punctum*. Es ist das Element, welches das *studium* durchbricht. Es schießt unerwartet wie ein Pfeil aus dem Bild heraus und verletzt den Betrachter. Es ist ein zufälliges und zweckloses Bilddetail, das nicht bewusst hervorgebracht, nicht komponiert wurde. Das *punctum* erlaubt dem Betrachter den Rahmen zu sprengen und den Objekten, die „betäubt und aufgespießt wie Schmetterlinge“ in ihren Schaukästen hängen, Leben einzuhauchen. Das *punctum* ist die Beseelung der Photographie.

Text: cle
Illustration: mai
WEITERFÜHREND:
Roland Barthes: *Die helle Kammer*, Suhrkamp 1985

NIETZSCHE, DIE ANTIKEN PHILOSOPHEN UND DIE THERAPEUTEN

Wer sich für Nietzsche, den sprachgewaltig(st)en Philosophen des 19. Jahrhunderts, interessiert, der darf auch über seine Antikenkenntnis staunen und deren Aneignung durch die Psychotherapie ...

LIEBER JOHANNES PAUL I.!

Durch Zufall ist mir Dein Buch „Ihr ergebener Albino Luciani. Briefe an Persönlichkeiten“ in die Hände gefallen und ich war begeistert von Deinen Briefen – und schreibe Dir nun selbst einen :-)

Ich habe bis vor Kurzem nichts von Dir gewusst. Und ich weiß, dass Du mir das nicht übel nimmst – denn wie hätte ich denn auch von Dir wissen sollen? Schließlich warst Du nur ganz kurz Papst und das im Jahre 1978 – also lange bevor ich auf die Welt gekommen bin. Ich kannte nur Deinen polnischen Nachfolger, der Deinen Papstnamen fortführte und eben der zweite Johannes Paul war. Von Dir hat mir niemand erzählt – aber zum Glück gibt es in unseren Tagen das „Internet“, in dem man vieles schnell nachlesen kann. Das, was ich in der „Wikipedia“ über Dich las, „gefiel mir“. Du wunderst Dich vielleicht über die ganzen Worte in Gänsefüßchen – unsere Zeit ist bei Weitem technologischer geworden, als es die 1970er Jahre noch waren. Den Brief an Dich gebe ich in eine weiterentwickelte Schreibmaschine ein, die es vermag diese Zeilen zu speichern, und später schicke ich diesen Brief an die Redaktion der Zeitschrift „Bagger“ – ganz ohne Umschlag und Briefmarke. Und lesen kann man das Geschriebene später dann nicht nur in der gedruckten Ausgabe, sondern auch in

dieser fantastischen Bildschirmschreibmaschine. Schöne neue Welt – Science Fiction-Schriftsteller hätten sich das nicht besser ausdenken können. Und was man alles mit dieser Maschine tun kann – nicht nur Briefe verfassen und Informationen in einem jedermann zugänglichen Lexikon schreiben, sondern auch Waren bestellen, Bilder ansehen und bearbeiten, Nachrichten lesen und sie kommentieren, Freunde „online“ treffen, sie beim weltweiten Telefonieren am Schirm sehen: Unglaublich muss sich das für Dich anfühlen.



Aber ich schreibe Dir diesen Brief nicht, um Dich über die Veränderungen unserer Welt auf dem Laufenden zu halten, sondern weil mich Deine Briefsammlung, die Du unter Deinem bürgerlichen Namen Albino Luciani veröffentlicht hast, faszinierte. Darin schreibst Du ja an viele bekannte Persönlichkeiten und knüpfst mit ihnen ähnlich wie ich mit Dir ein lockeres Gespräch an. Es ist Dir egal, dass Deine Emp-

fänger meist schon körperlich tot sind, denn durch ihre Gedanken oder Handlungen gehören sie ja noch dem Reich der Lebendigen an. Und in diesem schönen Geist lohnt es sich Briefe zu schreiben an prägende Figuren. Wie oft haben wir alle schon von einem Denker, einer historischen Gestalt – oder auch einer literarischen Figur profitiert. Profitiert, indem wir endlich einen Gedanken ins rechte Wort oder in eine glückende Argumentation gesetzt fanden oder durch den Betreffenden unsere Weltsicht änderten beziehungsweise unsere Lage besser zu schät-

zen wussten.

Du hast Deine Briefe für die einfachen Leute geschrieben. Und das tatest Du fern jeder Überheblichkeit – zähltest Du Dich doch selbst zu den Einfachen. In gewisser Weise stimmt das ja auch: Als Bauernsohn 1912 geboren, hättest Du sicher nicht gedacht im Jahre 1978 als „Papa del sorriso“ (also Papst des Lächelns) in die Ewigkeit einzugehen. Es tat wohl zu lesen, dass Du Dir als „Aufsteiger“ Deine Volksnähe und Schlichtheit immer bewahrt hast. Dir „Briefeschreiber“ verdanken wir es auch, dass Post aus dem Vatikan nicht mehr mit dem Plural majestatis beginnt, sondern dass die Päpste „ich“ schreiben und sich nicht hinter dem „wir“ noch größer machen, als sie (selbst in unseren Zeiten: sowieso noch immer) sind.

In Deinen persönlichen Briefen an Goethe, Mark Twain oder Maria Theresia trittst Du gar noch bescheidener auf. Und Du verstehst es uns zu erklären, warum Dir an so manchen vermeintlichen Kleinigkeiten so viel liegt. Da sprichst Du oft gegen den

Zeitgeist – die 1968er Jahre haben gerade noch getobt und Du verweigert Dich einer allzu großen (sexuellen) Freizügigkeit bar der *Verbind(!)lichkeiten*. Es ist nicht alles gut zu heißen, was nun durch Gesetze nicht mehr verboten oder durch neue Regeln geboten scheint. Für Dich gelten die Worte und Werte des Evangeliums mehr, die Du weise anhand einiger Beispiele im Brief vermittelst. Das mag ich an Dir. Da stellst Du Dich hin und bist immer nachsichtig, wie es ein guter kirchlicher (Ober-)Hirte sein sollte, unterwirfst Dich aber keinen Moden und Zeitgeistern – sondern bist der Fels. In unserer Zeit haben viele Menschen, glaube ich, ein großes Bedürfnis und eine Sehnsucht nach Bestimmtheit. In Deinen Briefen gibst Du uns die gewünschte Klarheit, zeigt, wohin die verschiedenen Wege aller Voraussicht führen können. Daher ist Dein Buch so lebenspraktisch. Freilich werden viele junge Leser auch die Köpfe schütteln und sagen, wie „verstaubt“ Du doch bist. Wenn man aber Dein Wohlwollen, das aus Deinen Zeilen spricht, anerkennt, so müssen sich die Verwunderten vielmehr über die Auflösung vieler – nicht nur christlich katholischer – Werte wundern als über Dich.

Einen Versuch ist die neuerliche Lektüre Deiner mitunter schon 40 Jahre alten Briefe sicher wert. Vielleicht auch um nachher in eigenen Briefen den eigenen Anstoßgebern der letzten Jahre eine Rückmeldung zu geben, sich wie Du zu reiben und sich dadurch selbst wieder fester zu verwurzeln. Und das muss ja nicht zwangsläufig im Religiösen, im Glauben sein. Allein schon für diese Verortungs-idee durchs imaginäre Briefeschreiben gebührt Dir Dank, lieber Albino Luciani!

lr

Wohl kaum ein Philosoph ist einer so großen Allgemeinheit bekannt wie Friedrich Nietzsche. Woran das liegt? Nietzsche brilliert sprachlich und ist inhaltlich äußerst wagemutig. Sein Ausruf „Gott ist tot!“ lässt ihn als Kritiker der Religion, allgemeiner: der unfrei machenden Systeme, erscheinen. Jahrzehnte später findet seine befreien wollende These Eingang ins Liedgut von Konstantin Wecker, der da summt: „Nur die Götter gehen zugrunde, wenn wir endlich gottlos sind.“ So einfach ist die Sache bei Nietzsche freilich nicht, allein die Selbstbestimmung, die radikale Selbstaneignung des Lebens ist beiden Kündern gemeinsames Ziel.

Nietzsches (therapeutische) Vorbilder

Der philosophisch beschlagene Leser weiß, dass viele Kritikpunkte, die Nietzsche pointiert anbringt, „alte Hüte“ sind und in der Philosophiegeschichte meist weniger greifbar aufgeschrieben, aber zumindest doch angedacht wurden. Hier ließe sich Norman Whiteheads geflügeltes Wort, wonach die Philosophiegeschichte eine einzige Fußnote zu Plato sei, anfügen, wenn – ja wenn man so nicht gerade einen Feind Nietzsches zu dessen Ideenquell machte. Nietzsche mag diesen Idealisten, diesen geschlossene Systeme errichtenden

Geist nicht. Er beruft sich auf den dunklen Heraklit, der mit seinen Aussprüchen die unvereinbaren Gegensätze unserer Existenz thematisiert. Dieser ohne weitaus mehr als Plato und seine (später christlichen moralschwangeren) Schüler. Aber nicht nur Heraklit, sondern auch die Skeptiker und die Existenzialisten der Frühzeit sprachen Nietzsche an.

Epikureer und Stoiker in Nietzsches Optik

Nietzsche sympathisierte mit Epikur, der in seinem lebensklugen Modell darauf achtete, dass nicht die Umwelt mit ihren Anforderungen den Menschen beherrscht. Lieber solle man sich aus den belastenden Situationen zurückziehen und lustbesetzte ökologische Nischen suchen. Diese Hedonismuskonzeption brachte den Epikureern oft hämische Kritik ein, von asozialen „Schweinchen im Garten des Epikurs“ war da die Rede. Allein betrachtet man die salutogene Komponente dieses Lebensraums, so stellt sich heute mit individualistischer Selbstverständlichkeit die Frage: „Warum sollte man *nicht* sein Heil über das der (vom eigenen Unheil womöglich mehr profitierenden) Gemeinschaft stellen?“ Genau den gegenteiligen Ansatz verfolgten die Stoiker: Ihnen ging es um eine leidlose Anpassung des Individuums an den Gemeinschaftsverband. Damals wie heute blieben die Zeitgenossen und Zeitumstände unsichere Variablen im eigenen Lebensplan – es schadet also nie, ein „worst case scenario“ zu generieren. „Was mich nicht umbringt, macht mich nur härter“, sollte Nietzsche später einmal sagen – die Stoiker hätten zugestimmt, Abhärten und Abwägen (was ist gut, übel, gleichgültig?) waren deren Heilswege zum Glück. „Aber ist das noch

Glück?“, will Nietzsche wissen: Was hat ein empfindungslos und gleichgültig gewordener Mensch noch vom Leben? Freilich, jedes (neue) Leid prallt ab; Heinz Erhardt besang also mit „Das kann doch unseren Willy nicht erschüttern ...“ ungewusst ein stoisches Ideal. Doch *das* als Dauerzustand?

Der Stoiker – Angstüberwinder oder gezüchteter Depressiver?

Will man provozieren, so sieht man in der intendierten Affektlosigkeit der Stoiker eine krankheitswertige Störung. Die Depression wird gern als „die Krankheit der ...losigkeit“ bezeichnet. Nietzsche kritisiert gerade diese Abstumpfung der Stoiker (zur Vermeidung von Seelenunruhe) gegen Außenreize: Sinnliche Stimuli müssen wir dankbar annehmen und nicht gleich wegfiltern. Nur durch Rezeption wird unser Leben reich – wider den ewigen Gleichklang. Also ganz und gar weg mit den Ideen der Stoiker? Nein, auch Nietzsche anerkennt andere Anteile dieses Systems, das Angstfreiheit schafft. Dies bewundern viele psychotherapeutische Schulen, v.a. die Verhaltenstherapie, die sich regelrecht auf Epiktet stürzt und seinen Ausspruch: „Es sind nicht die Dinge selbst, sondern die Meinungen über die Dinge, die uns beunruhigen.“ unablässig zitiert.

Gefahren synkretischer Denkungsart

Hier begegnen wir einer Besonderheit des früher vorherrschenden „philosophischen Selbstverständnisses“. In unserer Zeit ist individueller Synkretismus (also der uns zuträglich erscheinende Zusammenbau diverser Systemfragmente unterschiedlicher Gedankenherkunft) selbstverständliche Praxis. Damals war es aber unredlich, nur Systemteile zu entnehmen und den Rest unkommentiert stehen zu lassen. Dieser synkretischen Praxis bedient sich unserer Tage auch die Psychotherapie. Bedenklicher wird diese Tatsache noch durch eine absichtslose Herkunftverschleierung bzw. mangelnde Quellen- und Rezeptionsforschung. So berufen sich zum Beispiel einige Schriften der Existenzanalytiker (besonders Irvin Yalom, bekannt u.a. durch „Und Nietzsche weinte“) auf Nietzsche und greifen über ihn auch auf ältere, antike Denker zurück. Diese werden aber oft in der Bewertung durch Nietzsche wahrgenommen und bei Tauglichkeit ins eigene Konzept integriert. Fehlerhafte Wahrnehmungen/übereifrige Einpassungen machen dann aus philosophischen Gebäuden exemplarische Heils- oder Krankheitsfall-Geschichten. Dies kann durch eine möglichst umfassende Beforschung der Art philosophischer Theorieaneignung, die die psychotherapeutischen Schulen (immer schon) vornahmen, verhindert werden.

lr

PARALLELEN

Haruki Murakami – 1Q84



Ein silbergraues Ungetüm besetzt schon seit Wochen den Platz auf dem Nachttisch. Mehr als tausend Seiten stark hat es schon beinahe biblische Ausmaße. Doch das soll erst der Anfang sein: Der Band enthält die ersten zwei Bücher, das dritte wird voraussichtlich im Oktober erscheinen. Dumont hat das Mammutwerk des Japaners anständig verpackt: Giftgrün

prangt der Name des Autors von allen Seiten des Einbandes.

Der Inhalt der Neonbibel steht der Aufmachung dann auch um nichts nach. Für alle, die mathematische Klarheit schätzen oder sich mit Struktur klassischer musikalischer Arrangements identifizieren können, wird dieses Buch eine Freude sein. Für alle anderen auch, denn der glatte Stil und die hervorragend gezeichneten Spannungsbögen lassen Leser_innen sofort in die Geschichte eintauchen.

Als sie auf dem Weg zu einem tödlichen Auftrag die Feuerleiter einer Autobahn hinabsteigt, betritt Aomame, ohne es zu ahnen, eine andere Welt. Als sie zum Himmel blickt, steht neben dem ihr bekannten großen weißen Mond plötzlich ein kleinerer Mond, der grünlich schimmert. Aomame glaubt nicht daran, dass ihr die Wahrnehmung einen Streich spielt, und als allmählich immer mehr Ereignisse eintreten, deren Verlauf sie anders in Erinnerung hatte, beginnt sie Verdacht zu schöpfen: Eine Parallelwelt wurde geschaffen, die der alten beinahe bis ins letzte

Detail gleicht. Aomame begreift, dass sie sich nicht mehr im Jahr 1984 befindet, sondern das Jahr 1Q84 betreten hat.

Zur gleichen Zeit bekommt Tengo den Auftrag ein Manuskript zu bearbeiten, um es für einen Literaturwettbewerb einzureichen. Obwohl dem Text das sprachliche Niveau fehlt, ist die Geschichte von solcher Eindringlichkeit und Intensität, dass Tengo mit

Begeisterung ans Werk geht. Die Geschichte handelt von einem kleinen Mädchen, das den Auftrag bekommt, eine alte Ziege zu hüten. Als das Tier in ihrer Obhut stirbt,

wird das Mädchen bestraft, indem man es gemeinsam mit der toten Ziege tagelang in eine dunkle Scheune einsperrt. Eines Nachts steigen kleine Wesen, Little People, aus dem Maul der Ziege. Sie sprechen mit dem Mädchen und zeigen ihr, wie man die Fäden der Luft zu einer Puppe spinnt. Sie soll das Tor in eine andere Welt öffnen. Wie man es von Murakami gewohnt ist, sind auch in diesem Buch der Phantasie keine Grenzen gesetzt. Er schafft es, die Leser in eine surreale Welt eintauchen zu lassen, die trotz aller phantastischer Elemente nah an der Wirklichkeit gebaut ist. Das liegt nicht zuletzt auch an der Vielschichtigkeit der Figuren. Allesamt Außenseiter, die versuchen, ihr Leben zu meistern, folgen sie einmal großen Idealen, ein andermal dem puren Opportunismus. Doch trotz ihres einzelgängerischen Verhaltens bemerken sie, dass ihnen im Spiel der Mächte eine nicht unbedeutende Aufgabe zukommt.

Schlussendlich ist das Buch mehr als eine kleine Geschichte. Es ist ein modernes Epos, das sowohl den Fanatismus als auch die Gleichgültigkeit unserer Zeit erkennt und diese Phänomene zu den alles überwiegenden Themen seiner Handlung macht. Nicht von ungefähr lehnt sich der Titel 1Q84 an George Orwells großen Zukunftsroman an. Auch im Jahr 1Q84 wird die Menschheit von einer geheimen Macht beeinflusst, die ihr Gesicht aber nicht zeigt. Die Taktiken sind subtil und spiegeln die Praktiken wider, mit denen Staaten und Herrschende versuchen, das Verhalten von Bevölkerungen zu steuern und in Bahnen zu lenken, die kontrollierbar sind. In einer Welt, in der zwar die individuellen Frei-

heiten und Möglichkeiten immer größer werden, gleichzeitig aber die subtile Einflussnahme und Überwachung wächst, trifft 1Q84 den Puls der Zeit sehr genau. Gepaart mit der surrealen Erscheinung einer Parallelwelt gibt das Buch seinen Denkanstoß vor allem darin, auch einmal das scheinbar Unmögliche zu betrachten und wieder einmal zu hinterfragen, wie die Wahrheit geschaffen ist und inwiefern wir uns nicht auch selbst dem Schein hingeben, der uns durchaus mit Kalkül vorge-

setzt wird.

rezensionen . buch

FRANCOIS LELORDS „BEINAHE NORMALE FÄLLE EINES UNGEWÖHNLICHEN PSYCHIATERS“ (2011)

Nach all den „Hector“-Romanen erschien nun erstmals im Piper Verlag das Debüt „Das Geheimnis der Cellistin. Beinahe normale Fälle eines ungewöhnlichen Psychiaters“ (frz. Original 1993) des Bestsellerautors und praktizierenden Psychiaters Lelord auf Deutsch. Ein kritischer Lesebericht.

Zunächst war die Freude in der Buchhandlung groß: „Ein neuer Hector!“ – oder zumindest so etwas Ähnliches. Wer die literarische Figur „Hector“ von Francois Lelord kennt, wird diese Begeisterung verstehen können. Der nachdenkliche Hector suchte bislang das Glück, reflektierte über die Liebe, bemerkte kulturelle Unterschiede und ergründete zuletzt das Wesen der Freundschaft – mit großem Anklang bei einer weltweiten Leserschaft. Lelord bedient sich einer sehr einfühlsamen und zugleich schlichten Sprache und sein Hector erinnerte mich immer wieder an die Fragilität des „kleinen Prinzen“ von Saint-Exupéry. Insofern waren die Erwartungen an das neue Buch hoch. Und teilweise wurden sie auch erfüllt ...

Einfühlsame Fallgeschichten

Die neun Fallgeschichten – beginnend mit einer agoraphobischen Cellistin und endend mit einem gestressten, panikanfälligen Manager – nehmen gut die Hälfte des fast 400 Seiten starken Buches ein. Und diese Geschichten vermitteln anschaulich die wesentlichen Symptome häufiger psychiatrischer Krankheiten wie Angststörung, Manie, Depression, Autismus, Zwangsstörung, Schizophrenie oder Essstörung. Und mit dieser Auswahl zeigt uns Lelord zugleich das innere Erleben der Betroffenen und ihre meist vorhandene Scheu bzw. Unfähigkeit trotz zunehmender Lebenseinschränkungen und Problemen einen Psychiater oder Therapeuten aufzusuchen. Ist dieser Schritt einmal getan, so wird dem Hilfesuchenden bei Lelord auf zweierlei Weise Erleichterung verschafft: durch die individuelle Einstellung mit Psychopharmaka wird ein späteres (verhaltens-)therapeutisches Arbeiten ermöglicht.

„Ungewöhnliche“ Therapie?

Und dieses Vorgehen ist durchaus „state of the art“ und stellt keineswegs ein ungewöhnliches Vorgehen dar, wie uns der Titel des Buches suggerieren will. Und es ist auch nicht Lelord, der sich hier hervortut, sondern schlicht und ergreifend der Piper Verlag mit seinem Lektorat, der die „contes d'un psychiatre ordinaire“ (so der frz. Ursprungstitel) wohl in verkaufsfördernder Absicht fehlübersetzt. Auch das Titelbild mit Lelord auf einer Couch führt den Käufer in die Irre: Wer sich hier psychoanalytische Fallanalysen verspricht, kommt nicht auf seine Kosten. Doch der gewöhnliche Klinikaufenthalt sieht ja auch andere therapeutische Wege vor. Am besten schneiden in Wirkkeitsstudien verhaltenstherapeutische Ansätze ab. Aufgrund ihrer Kurzzeit-Interventionsmöglichkeiten sind sie auch aus gesundheitsökonomischen Erwägungen in vielen Ländern (noch immer) das Mittel der ersten Wahl.

Lelords Vermittlungsleistung

Bemerkenswert an Lelords Darstellung ist seine Unaufgeregtheit, mit der er dem Leser die Wirkmechanismen von Psychopharmaka und ausgewählten Tools der Verhaltenstherapie aufzeigt. Die mitunter anzutreffende Meinung, Psychopharmaka seien „prinzipiell gefährlich“ und the-

rapeutisches Arbeiten für den Laien „nicht nachvollziehbar“, wird nachhaltig entkräftet. Weder die Anzeichen einer psychiatrischen Erkrankung noch deren Behandlung sollten in unserer Zeit Gefühle der Scham auslösen müssen, sondern vielmehr be- und geachtet werden. (Relativ umfassende) psychische Gesundung ist möglich und bei vielen Störungsbildern Realität. Daher ist es auch okay, wenn Lelord jede Geschichte mit einem Happyend ausgehen lässt – auch wenn im Falle der Schizophrenie die Prognosen nicht immer so günstig sind.

Lelords Nachlässigkeiten

Und doch klappt man das Buch nicht wirklich befriedigt zu. Es ist weder ein lebenskluges Erzählwerk à la Hector noch ist es ein ungewöhnliches oder sonst wie bedeutsames wissenschaftliches Einführungswerk in psychiatrische Sachverhalte. Dafür ist es zu überaltert – ein Quellenteil mit 90 Prozent der Literatur vor 1990 ist nicht ernst zu nehmen. Die nachgeschobenen „Nach 20 Jahren“-Anmerkungen Lelords lassen sich auf drei Punkte reduzieren: Es gibt mehr/bessere Psychopharmaka, genetische/neurophysiologische Forschungen generier(t)en neue Erkenntnisse, Psychotherapie ist verbreiteter und akzeptierter.

Das stimmt alles, aber es rechtfertigt nicht die unüberarbeitete Übersetzung seines Debüts. Entweder hätte Lelord z.B. die offenkundigsten Überalterungen (wer bezieht sich heute noch auf das DSM 3 – wenn das amerikanische Diagnostikmanual schon seit 2003 in deutscher DSM 4-Variante vorliegt?) überarbeiten müssen oder eine zeitlose psychopathologische Fallgeschichtensammlung versuchen können. Ferner gibt es nicht nur Verhaltenstherapie als therapeutischen Lösungsweg: In den neun Fallgeschichten kommen andere Ansätze immer nur am Rande, in Klammern oder Parenthesen, vor. Lehrreicher wäre für den Leser das Durchexerzieren der ebenfalls gängigen systemischen, psychoanalytischen oder personenzentrierten Therapien anhand eines ganzen Fallbeispiels gewesen. Doch diesen möglichen Aufweis therapeutischer Vielfalt hat Lelord eindeutig nicht erbracht.

Ir



..... zwischenmenschliche enthüllungen DAS MAURERDEKOLLETÉ

Baggers seichte Strandlektüre, oder: Sommer, Sonne, Schamhaar

Jetzt gab es kein zurück mehr. “Kopf zurück”, sagte er zu mir. Ich beugte meinen Nacken nach hinten, so weit ich konnte. Dann spürte ich den Strahl auf meiner Haut. Ich zuckte zusammen. Kalt. Aber ich wollte es ja nicht anders.

Erich war schnell fertig mit mir. Schneller als sonst. Erich toupiert nur leider viel zu gerne. Was hat mich nur wieder dazu getrieben. Vor dem Friseurladen traf mich die Hitze des Sommers mit voller Wucht.

Zurück in der Wohnung, legte ich mich sofort hin. Ich muss kurz eingeknickt sein, denn als ich aufwachte, lag er neben mir. Erich. Er zog seine hautenge Short aus. Die Frisur war wunderschön. Füllig, lockig, und vor allem nicht toupiert. Seitdem sage ich nur noch Hairich zu ihm. Hairich hat *Haarmonie* in mein Leben gebracht. *Vorhair/Nachhair* passt wieder. Das ist die *Haupt-Sache*. Sonst hilft nur noch die *Hairforce*. Oder ein radikaler Schnitt. Der *Kaiserschnitt*. Dann schon lieber Intimfriseur. Da bleibt die Kreativität wenigstens in der Unterhose.

ger

.....fortgesetzte romanfragmente. diesmal:

VOM BÜSZEN UND BEICHTEN

Eine Dorfgeschichte –Teil III

Nachdem eingangs die dubiosen Machenschaften des Heidenröser Bürgermeisters geschildert wurden, setzen wir im dritten Teil mit der Geschichte des Dorfpfarrers fort.

Noch aber blieb Pater Ambrosius' kleine Landpfarre Heidenrös von größerem Unheil verschont. Hier fand man sich sonntagsmorgens noch in der Kirche zur Heiligen Messe ein und nicht etwa bei Freunden zum Brunch, zwängte man sich anlässlich der Fronleichnamsprozession noch in die Krachlederne respektive ins Balkonett, hier musste man sich als Erstkommuniant während der Beichte noch Sünden ausdenken, damit man überhaupt etwas Gescheites zu beichten hatte – auf diese Weise lernte man schon einmal das Lügen; das Fürchten lernte man anschließend, wenn der alternde Ambrosius sich im staubigen Halbdunkel der Sakristei (der Beichtstuhl war seit Jahren wegen Restaurationsarbeiten außer Betrieb) über einen beugte und mit zitternder Stimme auf einen einredete, in einer unbekannten Sprache, ego te absolvo a peccatis tuis, während man selbst ängstlich zwischen den in Reih und Glied aufgehängten Kutten und Messgewändern und dem gestikulierenden Pfarrer hin und her schielte und einem in der muffigen Atmosphäre der Atem stockte.

Bei der Beichte lügen zu müssen, war zu meist keine angenehme Sache für neunjährige Landkinder, und so war sichergestellt, dass der Nachwuchs ein recht schlechtes Gewissen hatte und hernach auch richtig Buße tat. Die Kinder jener Städter, die sich in den von Wohnbaugenossenschaften rasch aus dem Boden gestampften Reihenhäusern und Wohnsiedlungen niederließen, hatten es da leichter – sie hatten in den städtischen Kindergärten einen rauheren Umgangston gelernt oder im anthroposophischen Kinderhort bereits Nietzsche gelesen und waren daher nicht so leicht zu beeindrucken. Manche hatten gar schon dem Tod ins Auge gesehen, aber das traf nur auf die zwei Tschetschenenkinder zu, die mit ihrer Begräbniszeremonie und deren Schwester in einer winzigen Gemeindewohnung in Heidenrös-Oed hausten. Zumindest waren sie dem Tode schon näher gewesen als die hiesigen Ministranten, die nur einmal während einer Begräbniszeremonie bei der größten Julihitze einen Hauch von Verwesungsgeruch erhaschten, den ein heißes Sommerlüftchen von dem mit großen grauisgen Fliegen bedeckten Sarg zu ihnen hinübergeweht hatte.

In Heidenrös hatte jeder seine Geheimnisse, dem einen kamen schmutzige Gedanken beim

Anblick seiner heranwachsenden Nichte, die andere hegte leidenschaftliche Gefühle für die Dorfpolizistin, der nächste litt an Fresssucht, die vierte hatte im Nachbardorf sturzbesoffen einen Mopedfahrer angefahren und Fahrerflucht begangen. Dementsprechend wurde in den Tischrunden, auf den Jungscharlager, bei den Eheberatungen und Caritassammlungen und beim Adventkranzbinden ausgiebig gemunkelt und geflüstert und auch offen getrascht, während die Ehemänner derweil beim Bier saßen und Fußball oder der Wirtin aufs Hinterteil schauten.

Niemand aber ahnte das Geheimnis, welches von Pfarrer Pater Ambrosius seit Jahrzehnten sorgfältig gehütet wurde. Ein Mann mit Sinn für das Gute und Schöne, hatte er in jungen Jahren nicht nur seine Leidenschaft für die Theologie, sondern auch für traditionell gebräutes Bier entdeckt; welche davon nun zu der verhängnisvollen Bekanntschaft mit Eva geführt hatte, ist aus heutiger Sicht unklar. Oder jener mit Martha oder Susanne, der Protestantin. Ach, er war ein junger, ungebundener Kaplan im kleinen Ort Dorfkirchen, und er liebte die Menschen, besonders aber die Frauen; und Gott natürlich. Bis dieser ihm, so dünkte es, als es ihn wie ein Schlag traf, dem Pater Ambrosius, einen Streich spielte und die Pfarrersköchin seines Mentors und Beichtvaters, Pater Ignatius, Fräulein Hendel, ihm ein Kind anhängen wollte. In Dorfkirchen hatte man den jungen Kaplan schon längst im Verdacht gehabt, und obwohl die Pfarrersköchin unter der Dorfkirchner Einwohnerschaft insgeheim als Schlampe verschrien war, glaubte man ihr, weil der Kaplan dabei gesehen ward, wie er sich bei den Hofroasen mit den jungen Dingen unterhalten hatte. Das Kind war aber gar

schaft angesichts eines jäh hereinbrechenden Regengusses mitsamt der Monstranz, die man unter Auferbietung aller Kräfte mitgeschleppt hatte, in allerlei Stadeln und Scheunen flüchten musste, wobei die beiden bis zum übernächsten Tag nicht mehr aufzufinden gewesen waren; das Mädels hatte es Ambrosius schließlich doch angetan, und so eroberte er die breithüftige Pfarrersköchinnentochter; ihre Gebärfreudigkeit äußerte sich aber nicht nur im Körperbau, und so stand der nächste Umzug ins Haus. Pater Ambrosius arrangierte aber, dass er mit seiner Angebeteten in wilder Ehe leben konnte, die Pfarrersköchin wurde ins Altersheim gesteckt, das Kind aber mussten sie auf Drängen der klerikalen Obrigkeit in die Obhut von Pflegeeltern übergeben. Die Zeit verging, die Hüften nahmen immer mehr an Breite, die Semmelknödel an Matschigkeit zu, der Bastard erreichte das Schulalter, und schließlich suchte Pater Ambrosius um Versetzung an; der Wunsch wurde ihm prompt gewährt, und nach einem kürzeren Aufenthalt in Schweinsbach und einem längeren in Brunshausen landete er schließlich in Heidenrös. Hier kam er endlich zur Ruhe, gab die Schürzenjagd auf und widmete sich fortan der Seelsorge, ließ sich von Mütterunden und Kaffeekränzchen einladen, besuchte das jährliche Apfelmot- sowie das obligate Feuerwehrfest und organisierte für seine 50+-Gruppe jährlich eine Reise nach Lourdes zum Zwecke der Wallfahrt.

Langsam aber begannen sich auch in Heidenrös die Zeiten zu ändern. Auf dem Apfelmotfest bestellte man Aperol statt Most, auf dem Feuerwehrfest wurde das Getöse der Blasmusik von DJ-Ötzi-Ucke-Mucke abgelöst, und statt auf Wallfahrt begab man sich lieber ins Wellnessressort. Städter, die Geld, aber

wenig Manieren hatten, störten die ländliche Idylle, indem sie aufs Land, nach Heidenrös zogen, wobei sie aber weiterhin in der Stadt arbeiteten, sodass sie jeden Tag morgens mit dem Auto in diese hinein- und am Abend wieder aufs Land hinauspendeln mussten, und sie brachten ihre Patchworkfamilien und Zweitfrauen und unehelichen Töchter und die Söhne aus erster Ehe mit sowie ihre preisgekrönten Zuchtmöppe und Perserkatzen. Pater Ambrosius, der über die Jahre zu einem apoktischen Moralapostel verdorrt war, raupte sich die wenigen verbliebenen Haare, während er diesem Treiben hilflos zusehen musste.

Pfarrer Ambrosius hasste die Städter, und er hasste sie noch mehr, als ihm klar wurde, welch großen Neid er empfand. Diese Leute trieben konsequenzlos, was sie wollten! Er verstand nicht mehr, warum er damals stets auf die Obrigkeit gehört hatte, und fühlte, dass er sich bald entscheiden musste – wollte er selbst in Lüge weiterleben oder wie die Städter allen Anstand über Bord werfen und so leben, wie es ihm gerade einfiel? Beides schien ihm im höchsten Maße unchristlich. Eine Lösung musste aber her, und so beschloss er, nach Rom zu reisen.

Die geneigte Leserschaft möge die Banalität des eben Erzählten verzeihen – d. Verf. hat neben einem runden Geburtstag auch den Einstieg ins bittere Erwachsenenleben sowie die üblichen damit verbundenen Hormonschwankungen und mittelschweren Nervenzusammenbrüche hinter sich. Es wird daher empfohlen, Milde walten zu lassen, sich zurückzulehnen und der Dinge zu harren.

chr

nicht von ihm; bedauerlicherweise schenkte niemand ihm Glauben, was an sich einem angehenden Pfarrer durchaus sehr zu schaffen machen kann.

Aus dieser Zeit heraus, in welcher der Sommer noch nach frischgemähten Wiesen roch und im Herbst noch der Oberflächenreif knisterte, in welcher er sich noch eifrig im Denken übte und Gefühle aufkamen, die neue Bedeutung erlangten und doch so undeutlich blieben wie die Luft über einer in der fröhsommerlichen Hitze flimmernenden Landstraße, nahm Pfarrer Ambrosius viele Geheimnisse mit. Denn was ihm noch mehr als die gegen ihn gesponnene Intrige zum Nachteil gereichen sollte, war jener Umstand, der zutage kam, als sich die erste seiner Liebschaften, Eva, mehrere Monate nach ihrer kurzen Bekanntschaft bei ihm meldete: Sie sei in guter Hoffnung, und er, Ambrosius, ohne jeden Zweifel der Vater. Es war für ihn ein Abschied und ein Anfang zugleich. Er musste alles vertuschen und wurde nach Unteraunach strafversetzt, wo der Verzweifelte aber bald Trost in Elvira Armen fand, der Tochter des Organisten, welche der Herrgott mit blonden Locken und himmlischen Brüsten gesegnet hatte.

Sein Kind war noch kein Jahr alt, als Elvira ihm eröffnete, sie sei in anderen Umständen, und so musste er abermals fliehen, nach Kleinhausen, wo er den ganzen Pfarrverband seines verbliebenen Vorgängers übernahm, samt Pfarrersköchin, die ihn nicht leiden konnte und ihm stets matschige Semmelknödel aufstichte. Pater Ambrosius aber war scheinbar von seinen Verirrungen geheilt und leitete die Pfarre pflichtbewusst und ohne Vorkommnisse über ein halbes Jahrzehnt lang. Die Pfarrersköchin hatte aber ihrerseits eine Tochter, man munkelte, die habe ihr der selige Pfarrer selbst, requiescat in pace, an einem stürmischen Wallfahrtstag gemacht, als sich die Pilger-

zum weisheitszähne ausbeißen

RÄTZEL



Vegetatives Rosenkreuzworträtsel

144 (12x12) Felder, davon elf (12-1) Rosen, und die Numerierung endet bei der zwölften Primzahl. Nützt es da wirklich zu wissen, daß die Buchstaben auf Himmelblau ein skatologisches englisches Fluchwort ergeben, die auf Gelb ein Faultier oder einen Eselsruf? Oder läßt uns das so klug wie vorher? Wen kümmert's. L'important, c'est la rose.

In die Breite:

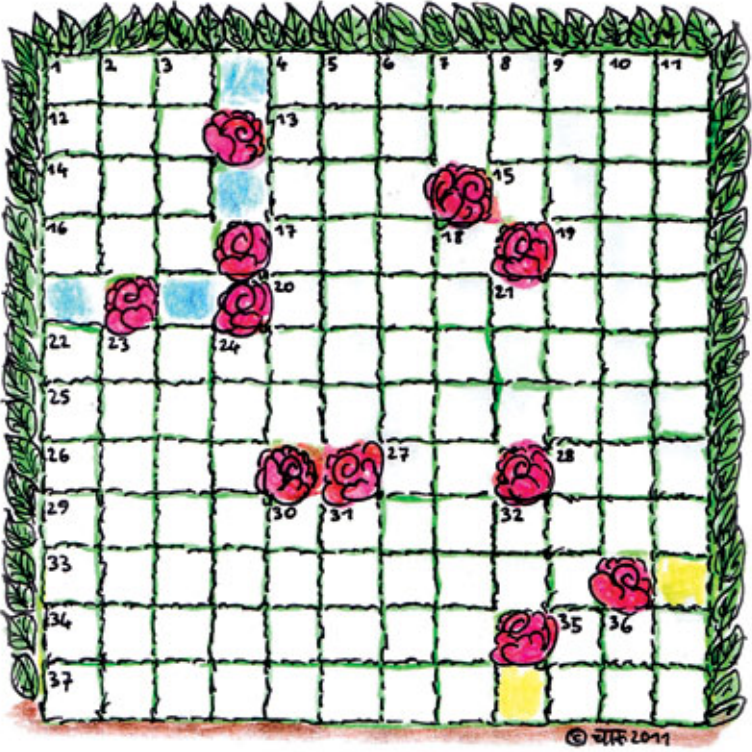
1 Gewissen und Geheimwissen sind zwei durch ihr Heim unterschiedene ... **12** Eins, Fünf, Eins, sofern Uh gleich Vau ist. **13** Flaute, ui! Da wird einem das Etui faul. Ein Lizstmöbe. **14** Herein, W! Wein her, Wien her! Weh Iren! **15** Nachname des Poeten Yunus (fragen Sie den türkischen Nachbarn). **16** Schluchze, Sohn einer Hündin (brit.) **17** Ungewöhnliche Schreibweise: spricht der Autor wohl säggs'sch? Aber: it sells. **19** Ein Herr aus Nantucket; sein Bericht ist pure Poe-sie. **20** Fluch über alle, die was anderes glauben als wir! **22**

Manchmal sind sie auch Stopp- oder Stand-, aber wichtiger ist: sie hasten niemals. **25** Der Mutigste im Garnieren? Irgendwie fehlt da ein S. **26** Unschöner Kleinmachthaber von links, undurchsichtig von rechts. **27** Mikro-Geheimdienst. **28** Sein in der ersten Person von hinten. **29** Panzerkreuzer? Rosenkäfer? So dazwischen. **33** Womit sich der Papagei betrinkt. **34** Dem Puter ist die Pute hold; was ist mit deinem Hute, Pold? Ich warne, wie's der Pole duht; sekkier mir nicht die Dohle, Put'! **35** Verfügt über emotionale Intelligenz. **37** Ob da wirklich jemand einen Sakralbau ehelicht?

In die Tiefe:

1 Savoyer Kohl. Chou de Milan. Oder ganz banal – **2** Moneta, Covella oder Quiritis? **3** Die Unschuld Davids, davon er sang dem Herrn von wegen der Worte des Mohren, des Jeminiten. **4** Ovum eines Propheten? **5** ..., ... euch Spaß macht. **6** Kann etwas so schreiben, daß es keiner findet. **7** Wenn die Atemfrequenz knapp wird. **8** Im 1. Arrondissement: die von Richelieu, aber auch von Rousseau. **9** Trinkt aus Prinzip kein 33 „breit“ – auch nicht ohne Papagei. **10** Die Eigenschaft, breite Gesänge zu haben (griech.). **11** Wer trinkt das Bier, das? Verlobungsfrei wird, und doch ein Reim auf 1 „tief“. **18** Leute, die einem was borgen – für länger. **21** Hamburger Hasenhalter, e. V. **23** Lokalitäten der Internationalen Atom-Aktivisten. **24** Der Mann mit dem E-Phone, schwers-tens verwirrt. **30** Wasservogel mit dem Kopf hinten bzw. unten. **31** Verwandt mit 1 „tief“ – falsch geschrieben in Österreichs Parlament. **32** D. h. und ob! **36** Kurz war das Mittelalter.

caru



SO GEHTS!

**Der Bagger hat bei den bedeutendsten
östösterreichischen Regionalzeitschriften nachgefragt:
Wie wird mau ein populäres, wirtschaftlich florierendes,
anerkanntes Medium? Hier die Enthüllung der
Erfolgsgeheimnisse.**



Unseres verraten wir natürlich nicht, wir sind ja nicht blöd – aber auf unsere Anfrage hin sind uns doch einige Szenegrößen der ostösterreichischen Medienlandschaft auf den Leim gegangen. Zum Beispiel:

KEINE DELIKATESSEN – Zeitschrift für Literatur

... begann als „Bühne für Schriftbilder“ und war vorgesehen als Studierendenprojekt, aber mehr als Projekt, denn studierend. Wir hatten von Anfang an kein Konzept und genau das verhalf uns bis hierher zu kommen und sicher noch weiter. Zu Beginn war es uns wichtig Schriftsteller/innen zu publizieren, die noch nicht oder wenig am Literaturmarkt bekannt waren. In der Mitte unserer Laufbahn kamen wir darauf, dass es wichtig ist und auch interessant sein kann, Autor(inn)en zu veröffentlichen, die einen gewissen Berühmtheitsgrad erreicht haben. Geheimnis ha-



Nächste Ausgabe: WASSER / LYRIK, Erscheinungstermin: Dezember 2011.

www.keinedelikatesSEN.at

ben wir keines, somit auch keinen Erfolg im herkömmlichen Sinn – wir sind einfach zäh geblieben und wollten nicht aufhören. Je länger man an etwas arbeitet, desto weniger will man es aufgeben, da man es selber wird. Es haben viele Menschen, die das Team nach einiger Zeit verlassen haben, u.a. Bernhard Pöckl, Elisabeth Rehse-Holzer, Stefan Fadinger, die Zeitschrift geprägt und aufgebaut. Auf weitere Delikatessen!

über.morgen: Das Geheimnis unseres Rezepts



www.uebermorgen.at

Gebacken in der Glut der österreichischen Bildungsproteste versalzte diese junge Zeitung bald die Suppe der linken Szene. Ob Kritik am schwarzen Block oder der Frauenmädchenlesendemo, die Emotionen kochten hoch und die über.morgen wurde in den linken Protestküchen verbrannt. Den Herd drehen wir deshalb noch lange nicht ab, lassen weiterhin viele KöchInnen den Brei verderben und freuen uns ganz besonders, wenn am Ende alles wieder hochkommt. Schließlich sind wir eine Zeitung und keine Pizza.

Das Erfolgsrezept der Hydra

Kein Erfolg ohne harte, ehrliche Arbeit. Insbesondere die Witzproduktion versteht hier keinen Spaß. Pointen fallen nicht vom Himmel oder liegen auf der Straße. Das bedeutet selbstverständlich, dass die Erzeugung von humoristischen Produkten eine kostspielige ist. Hydra hat darum seine Witzerzeugungsfabriken bereits vor Jahren nach China verlegt. Dort wird jede einzelne Pointe in Handarbeit von jungen, blondgelockten Chinesinnen angefertigt. Selbstverständ-

lich werden dabei europäische Qualitätsstandards eingehalten. Jeder Arbeitsplatz verfügt über einen Plastikblumenstrauß, die Arbeitshandschuhe sind aus buntem Latex und gelegentliche Produktionsrückstände werden ausschließlich parfümiert in den naheliegenden Fluss geleitet. Für den Transport schließlich werden fair trade gehandelte Second Hand Frachter verwendet. So kann der heimische Konsument mit reinstem Gewissen über unsere Witze lachen. Diese Standards sind es, die unser Erfolgsrezept ausmachen. Hydra – so lustig wie die Vorgeschichte des T-Shirts, das du trägst.



www.hydrazine.at

Rokko's Erfolgsgeheimnis

I'm Rokko the Monkey the pride of the loo
I make people happy that's all I can do
I'm hitting the wall all the children to please
Grown-ups enjoy watching me catching their fleas
Now there is no answer to this I can think up
I duck into a bar, sit back and drink up
While you're watching me I am watching you

too
You're as funny to me as I am to you
(wir gehorchen Tiny Tim, Tura Santana, Shannon Selberg und Gena Rowlands)



www.rokkosadventures.at

Und zum Abschluss das Geheimnis des vermutlich entspanntesten Redaktionsteams:

So macht's das Kloblatt



www.kloblatt.at

geistlose schlusskolumne, ungefähr so erquickend wie zwei bräunlich ranzige, halbvergessen-gärende bananen in einem alten, speckigen schulhangen

DIE ABRISSBIRNE

Das Geheimnis vom Männerurlaub

Man hatte uns ertappt. Ja wirklich, ein Mann hatte uns dabei ertappt, wie wir etwas in unsere Beinkleider steckten – etwas, das dort nicht hingehörte.

Schon vorher waren wir unangenehm aufgefallen. Nicht, weil wir das stachelige Tier im Zelt eingesperrt und den Drahtesel im See versenkt hatten. Nicht, weil wir den Ältesten von uns nackig gemacht und Fotos seines schlaffen, runzligen Glieds geschossen hatten. Und auch nicht, weil der Araber vors Zelt gebrunzt hatte. Sondern weil wir einfach zu laut waren.

Vielleicht war es unser schweinisches Gekichere, das den Ertapper angelockt hatte. Oder wollte der Mann gar selbst die Freude spendende Apparatur benutzen?

Als wir ihn bemerkten – wie lang war er denn schon neben uns gestanden? – war es auf einmal mucksmäuschenstill, abgesehen von dem Geräusch des Gebläses, das dem Schlitz eines wurmförmigen Etwas entfuhr. Ich mag das Wort „peinlich“ eigentlich nicht, aber genau das war es in diesem Moment, dessen Ewigkeit wir nur dadurch beenden konnten, indem wir uns davonstahlen. Wenn ich es nicht schon vergessen hätte, würde ich es wahrscheinlich nie vergessen, das Gesicht des Mannes, mit dem er auf den kitzelnden Schlauch startete. Es war übrigens das erste und letzte Mal in diesem Urlaub, dass wir ... ähm ... ja ... Aber was genau, und was die elektrische Campingplatz-Schlauchbootpumpe damit zu tun hatte, soll hier lieber unser Geheimnis bleiben. Nur der Form halber: Beim Weghuschen stolperte keiner von uns über einen hellblauen Spielzeug-Bagger.

toph

IMPRESSUM

der Bagger – Homepage: www.derbagger.org **E-Mail:** redaktion@derbagger.org **Büro:** Jörgenstraße 35/4, nebst Kaugummiautomat, 1170 Wien
Bankverbindung: Konto-Nr.: 289 147 43 800, BLZ: 20111, Erste Bank
Herausgeber und Medieninhaber: Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft (ZVR-Zahl: 720349459)
Redaktion: Christina Wintersteiger, Gerlinde Wallner, Reinhard Klauser, Stefan Antonik-Seidler, Vitus Angermeier

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe – Texte: Brigitte Auer (bri), Christina Schöffner (chr), Christina Wintersteiger (tina), Christoph Schütz (toph), Clemens Rauchenwald (clr), Clemens Trötzlmüller (cle), Stefan Antonik-Seidler (anse), Erwin Steinbach (caru), Gerlinde Wallner (ger), Hubert Weinheimer (wein), G. Lena Stölzl (sto), Leonhard Reul (lr), Matthias Ledwinka (matt), Reinhard Klauser (pro), Vitus Angermeier (va) **Umschlaggestaltung:** Beba Fink (www.bebafink.at) **Illustrationen:** Adrian Steinbeisser (asb), Alexandra Mia Monkewitz (amm), caru, Denise Fragner (df), matt, Myriam Parth (mai), Origi Nalkopie (on), Stefan Lessmann (sl) **Fotos:** clr, sto, tina **Design:** Elena Anna Rieser **Layout:** va **Korrektorat:** Sandra Illibauer-Aichinger
Auflage: 1000 Stück **Druck:** Facultas **Erscheinungsdatum:** 08.09.2011
Erscheinungsort: Wien **Preis:** 2 Euro

ISSN-Nr.: 1999-3382

Alle Artikel spiegeln in erster Linie die Meinung des Autors oder der Autorin wider und nicht unbedingt die der Redaktion. Die Redaktion bemüht sich, auch Meinungen, die nicht voll und ganz der ihren entsprechen, einen Raum zu geben, wenn sie diese für interessant und diskursfähig hält.

Die Redaktion überlässt sowohl die Entscheidung, welche Rechtschreibung verwendet als auch ob und wie geschlechterspezifisch geschrieben wird, den einzelnen Schreiberinnen und Schreibern. Andere Sprachen als Deutsch sind willkommen.

Offenlegung gemäß §25 des Mediengesetzes: Der Bagger ist das Organ des Vereins *Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft*. Er setzt sich inhaltlich mit Themen aus Politik, Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft – teils ernsthaft, teils satirisch – auseinander. Die Rechte liegen bei den UrheberInnen der jeweiligen Artikel, Fotografien, Illustrationen.

GEHEIM!

